Geogr.
o.
46.

Bip.

Historisch-geographische

Beschreibung

der

in diesem Krieg von den Engländern

eroberten französischen

Antillischen Inseln,

besonders von

Guadaloupe und Martinique ꝛc.

Zur Erläuterung der gegenwärtigen Kriegs-Staats- und Handlungs-Geschichte.

J. Th. Hoeffeler.

Stutgart
bey Johann Benedict Mezler
1762.

Geogr. o. 46

STAATSBIBLIOTHEK
BAMBERG

Vorrede.

Da die Antillischen Inseln in Amerika ein Hauptsiz der europäischen Pflanzstädte und Handlung sind, und daher auch einen beträchtlichen Einfluß in die gegenwärtige Kriegs- und Staatsgeschichte, vornemlich aber in den nächst zu hoffenden Frieden haben werden; so hat man geglaubt, dem Publico einen Gefallen zu erweisen, wenn man ihm eine aus den besten Schriftstellern und den ansehn-

lichsten Werken kurz zusammen gefaßte Beschreibung gedachter Inseln vorlegte. Der gegenwärtige heftige Krieg hat in den amerikanischen Colonien seinen ersten Zunder gefaßt, und wir lesen daher fast in allen Blättern von den dasigen Kriegsbegebenheiten, die man ohne eine richtige Erkänntniß der dasigen Länder unmöglich verstehen kann. Aus dieser Beschreibung wird man sich nun zulänglich Raths erhohlen können. Man hat mit den französischen Antillen hier den Anfang gemacht, weil solche in dem gegenwärtigen Krieg am meisten angefochten, und von den Engländern

dern auch gröstentheils schon erobert worden sind. Martinique und Quadaloupe sind die vornehmsten Inseln von den französischen Besitzungen; und diese sind nun dahin. Man wird finden, daß dieser Verlust ein Herzstoß der französischen Handlung in Westindien ist, gleichwie es Pondichery in Ostindien gewesen. Diese beide Inseln haben Frankreich alljährlich viele Millionen eingetragen, und sind dem Gewinn nach weit beträchtlicher gewesen, als ganz Canada, indem der Hauptsiz und hohe Rath der ganzen westindischen Handlung in Amerika daselbst gewesen. Wüthen die Kriegsflammen

men in diesem Welttheil noch länger fort, und findet das Publicum an dieser Beschreibung einigen Geschmack; so können vielleicht die englischen und spanischen Antillen auf eben diese Weise beschrieben werden, und zwar meistens nach derjenigen Einrichtung, wornach die Geschichte und Handlung der europäischen Pflanzstätte auf dem vesten Land von Nordamerika geliefert worden. Durch einen solchen kurzen und doch in seiner Art vollständigen Begrif wird man die grösten und kostbarsten Werke, so von diesem Welttheil in Druck gekommen sind, entbehren können.

Inn-

Innhalt der Capitel.

Zur Einleitung gehöret das 1. und 2. Capitel.

Erstes Capitel

von den Amerikanischen Inseln überhaupt und besonders von den Antillischen, ihrer Eintheilung und deren heutigen Besizern. S. 21. folg.

Zweites Capitel

von den Französischen und Englischen Pflanzstädten auf den Antillischen Inseln, ihrem Anfang und Fortgang darinnen. S. 32. folg.

Drittes Capitel

von der Geschichte, Besiznehmung, Verwüstung und endlicher Eroberung der Insel Guadaloupe durch die Engländer. S. 47. folg.

Viertes Capitel.

Die Beschreibung von Guadaloupe, ihre Lage, Grösse, Beschaffenheit und Handlung. S. 63. folg.

Fünftes Capitel.

Beschreibung der Insel Mariegalante, der Heiligeninsel, Desirade, und der Vortheile, welche die

Eng-

Engländer aus dem Besize dieser Inseln ziehen können. S. 123. folg.

Sechstes Capitel

von der französischen Handlung und Schiffahrt nach den Antillen überhaupt. S. 133. folg.

Siebendes Capitel.

Beschreibung der Insel Martinique, ihrer Lage, Grösse, Bevölkerung, Geschichte, Beschaffenheit und Eintheilung. S. 212. folg.

Achtes Capitel

von dem Kirchenwesen und den Wissenschaften auf den französischen Inseln. S. 257. folg.

Allgemeine Anmerkungen
über die
Entdeckung der neuen Welt.

Einleitung.

Da wir hier die Geschichte der vornehmsten Amerikanischen Inseln anfangen wollen, so wird nöthig seyn überhaupt etwas von der Entdeckung der neuen Welt anzuführen, welches um so eher hier seinen Plaz findet, als bekannt ist, daß Colombo den Anfang seiner Entdeckungen bei diesen Inseln gemacht.

Ob Colombo der erste Entdecker von Amerika gewesen?

Es wollen zwar einige diesem berühmten Genueser den Ruhm der ersten Entdeckung strittig machen; wie es dann seine Richtigkeit hat, daß Grönland, Terre neuf, ja selbst etwas von Canada lange vorher den Europäern bekannt gewesen, die ihre Schiffarten dahin angestellt haben; davon in der Geschichte der französ. Pflanzstädte S. 90. ff. schon eine Anzeige geschehen. Indessen ist doch alles dieses wieder aus dem Gedächtniße gekommen und mußte also von neuem aufgesucht werden, überdis gieng Colombi Absicht gar nicht auf diese nordliche Landschaften von Amerika, sondern auf **China** und **Japan**, das er von der andern Seite her zu entdecken hofte. Er wurde durch den **Marco Paolo** auf diesen Irrtum gebracht. Dieser Reisebeschreiber handelt von der Insel **Cipango**, welches **Japan** ist, daher glaubte Colombo, daß der äusserste Theil gegen Morgen, wo **China** lieget, blos durch den Ocean von der Abendseite, wo Portugal befindlich ist, abgesondert würde. Man legte damals dem festen Lande gegen Morgen schon eine weitere Ausdehnung bei; und **Ptolomäus**, der 180 Grad der Länge annimmt, kommt noch nicht bis an den äussersten Theil, der ihm unbekannt geblieben war. Colombo bildete sich demnach ein, daß man dieses Meer durchfahren und nach der Insel **Cipango** durch

Was Anlaß darzu gegeben.

die

die Abendseite kommen könte; da unterdessen die Portugiesen durch die Mittagsgegend nach Indien schifften. Man sieht hieraus, wie ein geringer Umstand, ja gar ein Irrtum zu den größten Begebenheiten der Welt Anlaß gegeben.

Aus eben diesem Grunde kann man auch Martin Behaimb, oder Bohemo aus Nürnberg die Ehre der Erfindung dieses Welttheils nicht beilegen, (*) ob es gleichwol hat geschehen können, daß Colombo, der alles zu seiner Absicht aufgesucht, einige Charten oder Papiere von diesem Manne unter die Hände gekommen. Mit wie vieler Dunkelheit und leeren Muthmassungen alles wird angefüllt gewesen seyn, ist aus dem vorigen klar.

Auch die Engländer masseten sich dieser Ehre an, es scheint aber erst nach geschehener Sache ersonnen zu seyn, um den Italiänern und Spaniern diesen Ruhm strittig zu machen und dadurch einen Vorwand des Eigenthums zu gewissen Ländern zu erlan-

Spuren von Amerika unter den Alten.

(*) Joh. Frid. Stüven hat deswegen eine diss. histor. crit. de vero novi orbis inventore geschrieben, die zu Frankf. am Main in 8. 1714. ans Licht getreten. Mich. Frid. Lochner hat in seiner Commentatione de Ananasa, sive nuce pinea indica, so zu Nürnberg 1716. in 4. heraus kommen, diesen Behaim auch für den ersten Erfinder Americä gehalten.

langen. Wären in England Spuren vorhanden gewesen, so würde Heinrich VII. des Colombi Entwurf für keine Chimäre gehalten haben, als ihm Christoph Colombo durch seinen Bruder Bartholomäus die Ausführung der Entdeckung antragen ließ. Wenn man dem Colombo die Ehre der Erfindung strittig machen will, so ist es nicht hinlänglich dunkle und nach der Zeit erst bekannt gewordene Geschichte zu erzälen, sondern es gehören solche Beweisthümer dazu, die der Zeit gleich sind, und keinen Widerspruch gestatten. So lange dis nicht geschiehet, so wird dem Colombo der dadurch erlangte Ruhm nicht abgesprochen werden können.

Was man aus den ältern Schriftstellern, als ob Amerika schon den Alten seye bekannt gewesen, anführet, beruhet ebenfals auf sehr dunkelen Muthmassungen, davon man die Stellen beim a) **Theopompus**, b) **Plato**, c) **Aristoteles**, d) **Diodorus Siculus**, e) **Seneca**, f) **Aelianus** und an-

a) Strabo lib. 7. p. 299. ed. Casaub. b) Martiniere Diction. geogr. crit. au mot Atlantide. c) de mirabil. auscultat. Arist. oper. Tom. I. d) Biblioth. hist. l. 5. c. 19. e) Seneca trag. Medea, Act. 3. v. 375. f) Variæ histor. l. 3. c. 18.

dern antrift, welche hier anzuführen zu weitläufig wäre. Den Seneca wollen wir allein reden lassen, weil er kurz ist, und

mehr

mehr als ein Weissager, als Geschichtschreiber spricht: „Es wird, sagt er, eine Zeit „ kommen, in welcher der Ocean uns nicht „ hinderlich fallen wird, uns auszubreiten. „ Ein weit erstreckendes Land wird offen „ seyn: ein neuer Tiphys wird neue Wel- „ ten entdecken: Thule wird nicht mehr „ das lezte Land und der äusserste Theil der „ bekannten Welt seyn.„ Da Seneca erst unter dem Nero geschrieben, und von zukünftigen Entdeckungen geweissaget, so scheint es ja deutlich, daß die Römer noch nichts von Amerika müssen gewußt haben. Alles was in den angeführten Schriftstellern nicht fabelhaft ist und auf gewisse glükselige Inseln zielet, möchte eher von den Canarischen, oder andern Afrikanischen Inseln zu verstehen seyn, die den Phöniciern nicht unbekannt gewesen.

Aus was Colombo einen neuen Welttheil vermuthet.

Was Colombo am meisten die Gedanken von neuen Ländern in den Kopf gebracht und zur Entdeckung förderlich gewesen, sind seine viele Reisen zur See, sein unermüdeter Fleiß in der Erdbeschreibung, Astronomie und andern dahin einschlagenden Wissenschaften; vornehmlich sein Aufenthalt in den Azorischen und Canarischen Inseln, in welch leztern er sich mit des Gouverneurs von Porto santo Tochter verheirathet. Auf diesen Reisen bemerkte er, daß von der Abendseite gewisse Winde kamen, welche ei-

nige Tage durch eine ziemliche Gleichheit beobachteten, woraus er schloß, daß selbige von gewissen daselbst liegenden Ländern herkommen mühten. Diese Winde brachten oft allerlei unbekanntes Holz, ja selbst menschliche Körper, die weder den Europäern, noch Afrikanern ganz glichen, mit den Wellen ans Ufer besagter Inseln, welches ihm vollends alle Zweifel benahm. Er segelte auch zu seiner weitern Bestärkung im Jahr 1477 hundert Meilen jenseit der Insel Tyle oder Thule.

Bietet sein Vorhaben Genua und Portugal an;

Als er sich nun seiner Sache gewiß glaubte, so dachte er gänzlich an die Ausführung, dahin aber seine eigene Kräfte wegen Armuth nicht reichten. Er wandte sich zu den Genuesern seinen Landsleuten, die ihn verlachten; hernach zu Johann II. König in Portugal, der durch D. *Diego* von Ortiz, Bischof von Ceuta und zwei Juden, die sich in der Erdbeschreibung vor erfahren hielten, seine Vorschläge untersuchen ließ. Die Commissarien verlangten einen Aufsaz von ihm, mit welchem sie einige auf die Entdeckung ausschickten, und ihn unterdessen aufhielten. Jene aber, die nicht den besten Willen, noch viel weniger aber die Ueberzeugung des Colombo hatten, kehreten bald wieder um, und gaben die Ausführung für unmöglich an. Als Colombo die Betrügerei merkte, so gieng er eiligst hinweg, und

wand-

wandte sich an den Spanischen Hof. **Ferdinand** V. und **Isabella** regierten damals, ersterer in Arragonien, leztere in Castilien. Sie verheiratheten sich ohne Vereinigung ihrer Herrschaften, doch zielten sie einträchtig auf ihr gemeinschaftliches Beste. Colombo, der keine sonderliche Figur machte, übergab seine Anschläge, wurde aber damit verlacht.

endlich Spanien, so es annimmt.

Die Höfe sind schon gewohnt, beflissene Geister um sich zu sehen, die in der Absicht, sich aus der Dunkelheit oder Mangel zu reissen, Entwürfe schmieden, und die Minister mit tausenderlei Vorschlägen quälen. Die Unnüzlichkeit der meisten verursachet, daß die gegründeten auch mit verachtet und unter einer Menge einbilderischer Begriffe erstickt werden. **Alph. Quintaniglia**, Großschazmeister von Castilien, war der einzige, der ein vernünftig Urtheil von Colombo fällete. Er nahm ihn in Schuz, und verschafte ihm auch die Gewogenheit anderer, bis er es dahin brachte, daß seine Vorschläge untersucht wurden. Isabella vertröstete ihn bis zu Ende des damaligen Kriegs. Er wurde aber endlich ungedultig, und wollte sich nach Frankreich und England wenden, davon ihn ein Barfüsser abhielte und machte, daß die Königin ernstlicher auf die Ausführung dachte. Sein Begehren, beständiger und erblicher Admiral und Unterkönig von

den zu entdeckenden Ländern und Meeren zu seyn, verzögerte die Sache wieder; es hieß zuviel für einen Ausländer. Nach vielen vergeblichen Bemühungen reiste er wirklich weg, und wollte geraden Wegs nach Frankreich. Seine Gönner liessen ihn einhohlen und wieder zurück bringen, da ihm dann nach der Eroberung Granada unter dem Geräusch der Freude die vortheilhaftesten Bedingungen eingeraumt, aber nachgehends gar nicht gehalten worden sind. Colombo wurde durch einen einzigen Federnzug aus einem armen Steuermann ein Großadmiral und Unterkönig, welche Stelle seinen Nachkommen erblich seyn sollte. Es wurde ihm auch noch der zehnte Theil aus allen Einkünften, die die Krone nach Abzug der Unkosten aus diesen Entdeckungen ziehen würde, versprochen.

Zurüstung in Palos.

Die Zurüstung geschahe zu **Palos**, welcher Hafen die besten Seeleute hatte. Als es an Geld mangelte, so versezte Isabella ihren Geschmuck und Kleinodien. Etliche Geistliche mußten alle ihre Beredsamkeit anwenden, die Leute zu einem so kühnen Unternehmen zu bewegen. Drei Gebrüder, Namens Pinzon, so die reichsten Einwohner und erfahrensten Seeleute zu Palos waren, wurden endlich schlüssig, so wol ihre Personen, als auch einen Theil ihres Vermögens, dieser Ausrüstung anzuvertrauen.

Zwei

Zwei Caravellen, so die Stadt Palos zum Dienst des Königs halten mußte, wurden dem Colombo nebst einem andern kleinen Schiff, so er selbst bestieg, überlassen. Die Pinzons commandirten die beiden Caravellen, die nebst dem andern Schiff nur 120. Mann, und Lebensmittel auf ein Jahr hatten.

Der neue Admiral segelte hierauf den 3. August 1492. von Palos ab, erblickte den 11. die Insel Canaria, besserte ein Schiff, die Pinta genannt aus, auf dem andern, so Ninna hieß, ließ er runde Segel ausspannen und erreichte nach 4. Tagen die Insel Gomera, woselbst er frische Lebensmittel, Wasser und Holz einnahm. Auf die Nachricht, daß 3. Portugiesische Caravellen ihn aufheben wollten, gieng er schnell wieder den 6. Sept. unter Segel und richtete seinen Lauf nach Südwesten. Den 11. glaubte der Admiral 150. Meilen von der Insel Ferro zu seyn und traf den Mast von einem Schiffe an, welcher durch den Strom dahin gerissen zu seyn schien. Etwas weiter bemerkte er, daß der Strom stark gegen Norden zugieng und die Nadel des Compasses einen Grad gegen Nordwest abgewichen war. Diese Abwechslung, so hernach noch weiter erfolgte, sezte die Reisenden in große Verwunderung. Die Erblickung aber eines kleinen Vogels und

Seine erste Reise.

frisch abgerissener Kräuter liessen sie bald Land hoffen, ungeachtet sie erst 400. Meilen von den Canarieninseln entfernt waren. Der Befehlshaber der Pinta glaubte auch wirklich Land zu sehen, und wolte darauf zu, der Admiral aber hielt ihn zurück, weil ers für eine Wolke ansah, wie es auch der Erfolg bestätiget. Nachher liessen sich vielerlei Vögel sehen, die die verdrüßlichen Castilianer wieder aufrichteten. In dieser Ungedult verstrichen noch 3. Wochen. Sie hatten einen Wind, der sie nach Westen trieb; endlich aber wurden sie furchtsam. Die immer weitere Entfernung vom Vaterlande machte sie bestürzt, dann sie besorgten, daß ihnen dieser Wind die Umkehr verwehren würde.

Widerspruch von Seiten der Schiffleute.

Sie sahen sich auf einem ungeheuren Meere, das weder Grund noch Grenzen hatte, und mußten alle Tage besorgen in den Wellen zu versinken. Nunmehr glaubten sie genug gethan zu haben und fiengen von der Rückreise an zu sprechen. „Der „Hof, sagten sie, hat Ursach mit uns zu „frieden zu seyn, dann niemand ist wol je„mals so weit gekommen. Warum sol„len wir uns dem Eigensinn eines Land„streichers aufopfern, der auf der Welt „nichts zu verlieren hat, und sich folglich „unser Verderben wenig zu Herzen ge„hen lassen wird.„ Colombo hatte aller seiner

seiner Herzhaftigkeit nöthig, dieses glimmende Feuer zu ersticken. Einige hatten schon in Vorschlag gebracht, ihn in die See zu werfen und vorzugeben, er wäre ungefähr vom Bord gefallen. Sie sagtens ihm ins Angesicht, daß sie umkehren wolten. Er gebrauchte aber allen Glimpf, erneurte ihre Hoffnung, versprach dem einen große Reichtümer, dem andern Ehre, je nachdem er Neigungen an ihnen wahrnahm. Mit seinem schmeichelnden und überredenden Wesen stillte er auch wirklich ihr Murren.

Zweiter Aufstand.

Den 1. October war er 700. Meilen von den Canarieninseln, er hütete sich aber solches bekant zu machen, damit er keinen Schrecken verursachen möchte; zu seinem Glück glaubten sie noch nicht so weit zu seyn. Nach einigen Tagen fieng das Murren wieder stärker an, das Schiffvolk wolte fast verzweiflen, auch seine Freunde boten ihm jezt den Rücken. Er suchte sie wieder zu besänftigen, aber vergebens, er merkte die Verschwörung wider ihn und wagte in dieser Noth einen Antrag, der ihre Wuth in etwas besänftigte. Er erklärte sich, daß wenn sie in 3. Tagen kein Land sehen würden, so wolte er sich ihrer Willkühr völlig überlassen. Die Pinzons, als die Hauptaufrührer, nahmen seinen Antrag an. Colombo hat als ein kluger Kopf diesen Antrag wol thun können, dann er verspührte mit dem Senkblei

blei den Grund und schloß aus der Beschaffenheit des Sandes und andern Merkmalen auf die Nähe des Landes. Die furchtsamsten wurden wieder herzhaft, als sie Holz, frische Röhren, ja gar einen abgerissenen Dornstrauch mit der Blüte sahen, und am Morgen eine erfrischendere Luft bemerkten, absonderlich die Abwechslung der Winde des Nachts. Am Abend eben desselben Tages den 11. October sagte er, daß er noch in dieser Nacht Land zu erblicken verhofte, man solte deßwegen auf der Hut seyn, und die Segel einnehmen, damit die Schiffe nicht getrennt würden. Endlich fügte er noch hinzu, daß er ausser den 10000. **Maravetis** Einkünfte, welche der cathol. König demjenigen versprochen, der zuerst Land erblicken würde, annoch aus seinen eigenen Mitteln, einen schönen Samtpelz hinzuthun wolle.

Siehet Land. Gegen 10. Uhr des Abends rief er Guttieren, einen Kammerdiener der Königin ins geheim zu sich und zeigte ihm ein Licht von ferne. Sie beide riefen hernach den Kriegscontrolleur **Sanchez** herbei und wiesen ihm eben diesen Schimmer. Gleich darauf zeigte er ihnen deutlich Land, und es geschah auch nach ihrem abgelegten Zeugniß, daß Colombo die versprochene jährliche Belohnung erhielt, die ihm bis an seinen Tod ausbezahlet wurde; woraus seine

Ar-

Armuth zu ermessen, daß er diese jährliche Besoldung beibehalten, (*) welche sonst vor einen Admiral und Unterkönig eine Kleinigkeit gewesen wäre, die er einem armseligen Botsknecht hätte überlassen sollen, der aus vollem Halse gegen 2. Uhr vom Mastkorb aus anfieng zu schreyen: **Licht! Licht! Land! Land!** Als er aber vernahm, daß der Admiral die Entdeckung bälder gemacht, so wolte er vor Verdruß verzweiflen. Gieng auch wegen abgeschlagener Belohnung nach seiner Ruckreise nach Afrika und nahm aus Verdruß den Mahometanischen Glauben an.

Bei Anbruch des Tages stimmte man das Te Deum an, und das Schiffvolk warf sich dem Colombo zu Füssen und schritte von einer Ausschweifung zur andern. Dieser abentheurliche Ritter, den man blos vorher aus Verachtung und Erbitterung in die See

Freude des Schiffvolks.

(*) Es ist merkwürdig, daß Colombo, gleichwie auch die meisten andern Entdecker der unsäglichen Reichthümer von Amerika, doch gröstentheils arm und elend starben. Colombo kam selbst in Ketten und Bande, andere verloren ihr Leben durch die Wilden, oder brachten einander selbst um, da sie ein unauslöschlicher Durst nach Golde erhizte. Sie sind eine vorläufige Abbildung Spaniens selbst gewesen, das beim Besiz fast der ganzen neuen Welt arm geblieben, indem sie den übrigen Europäern das Gold nur als wie Tragthiere zuschleppen mußten.

See werfen wollte, wurde nun fast vergöttert und für etwas übernatürliches angesehen. Man grüste ihn als Admiral und Unterkönig, und that ihm die demüthigste Abbitte.

Entdeckt die Insel Guanahani und andere, und landet in Cuba.

Das Land, so sie sahen, war die Insel **Guanahani**, eine der **Lucayen**; man hieß sie **Sansalvador**, so ihr aber nicht geblieben. Der Admiral sprung zuerst ans Land, mit dem entblösten Degen in der einen und der königlichen Standarte in der andern Hand. Er nahm in Gegenwart vieler Insulaner, die geruhig zusahen, Besiz davon. Auf dem Ufer wurde ein Kreuz aufgerichtet, und an selbiges das Wapen von Castilien befestiget. Als die Eingebohrnen der Insel gemerket, daß die Castilianer von Baumwolle und Papageyen viel zu machen schienen, so brachten sie ihnen so viel davon, daß sie alle drei Schiffe damit anfüllen konten, und empfiengen dafür Schellen und andere Kleinigkeiten, darüber sie vor Freuden ausser sich geriethen. Sie hatten ganz goldene Platten in den Naselöchern. Auf die Erkundignng, woher diß Metall käme, wiesen sie gegen Mittag. Daher entschlossen sie sich dieser Gegend nach zu schiffen; näherten sich auch den 15ten einer andern Insel, die sie **Conception** nannten, ohne sich daselbst aufzuhalten. Den 17. nahm er frisch Wasser in **Ferdinande**, wo die Einwohner gesit-

gesitteter schienen. Von **Saomoto**, so Colombo **Isabella** hieß, nahm er auch Besiz. Den 28. kam er auf der großen Antillischen Insel **Cuba** an, wo er das Land durchsuchen ließ. Die Einwohner sahen sie als Leute an, die vom Himmel herabgestiegen. Die Castilianer fragten nur immer nach Golde und die Einwohner wiesen gegen Morgen und sagten **Bohio** dabei, darüber jene sehr vergnügt waren, als sich diese besonders noch zu Wegweisern wolten gebrauchen lassen.

Er lief hierauf in einen andern Hafen den 25. Nov. ein und hieß ihn St. Catharine. Die Einwohner legten ihm das Wort **Bohio** daselbst aus und wiesen ihn nach **Hayti**, woselbst das Gold anzutreffen wåre. Da er nun von seinen alten Vorurtheilen wegen der Insel **Cipango** noch eingenommen war, so glaubte er an den Chinesischen Grenzen zu seyn und beschleunigte daher seine Abreise und stieg zu Hayti in dem Hafen St. Nicolaus ans Land. Das Schiff **Pinta** trennte sich von ihm und wolte die Goldminen bålder entdecken, er lichtete daher die Anker, umschifte die Insel und entdekte die Insel, **Tortůe**, lief wieder in den Hafen **Concep- tion** ein und sendete 6. Castilianer aus, das Land von **Hayti** oder **Hispaniola** zu erkundigen. Sie fanden es vortreflich, jedoch die Einwohner flohen sie, auch die entliefen ihnen

Kommt nach der Insel Hayti, die man Hispaniola nannte, oder St. Domingo.

ihnen, die sie von Cuba mitgebracht. Der Admiral erhielt endlich eine Wildin, begegnete ihr freundlich, ließ sie kleiden und schickte sie zu den Ihrigen, worauf die Einwohner herbeikamen und für Kleinigkeiten ihr ganzes Eigenthum überliessen. Sie liefen endlich in einen Hafen ein, der heut zu Tag Cap françois genennet wird, woselbst einer von den Königen der Insel wohnte. Er bat den Admiral bei ihm einzukehren, der aber auf der Fahrt dahin Schiffbruch lidte, jedoch war es bei dem Hafen, den die Spanier nachher Puerto Real nannten. Die Mannschaft wurde gerettet, und der König, oder Cacike, half mit seinen Unterthanen auch hierbei. Die Goldadern zu Cibao lagen dem Colombo im Kopf. Der Cacike sandte auch seine Unterthanen aus Gold herbeizubringen, welches sie alles gegen rothe Müzen, Schellen, Nadeln, ja gar gegen zerbrochene Gläser und Topfscherben hergaben, und eiligst davon liefen, aus Beisorge, der Handel möchte die Spanier wieder gereuen.

Erste Colonie in St. Domingo zu Portoreal.

Der Schiffbruch gab Gelegenheit die ersten Pflanzstädte zu Porto Real anzulegen, die aus 30. Freiwilligen bestand, welche aus den Trümmern und Stücken des gescheiterten Schiffs eine Festung erbauten. Colombo trat mit der andern Caravelle den 4. Jan. 1493. seine Rückreise nach Spanien

an,

an, weil er besorgte, das von ihm sich getrennte Schiff möchte die Nachricht zuerst überbringen und ihm die Ehre der Entdeckung rauben. Er schifte an der mitternächtigen Küste der Insel hin, erreichte den Fluß Yaque, der seinen Ursprung aus den Goldadern von Cibao ableitet und goldene Lahnstücke mit sich führet, daher er ihm den Namen Rio del oro beilegte.

Am 6 fand er endlich die **Pinta** wieder, dessen Befehlshaber allerlei Entschuldigungen vorwandte, die man gelten ließ, ob sie gleich falsch waren. Er hatte eben so, als der Admiral die Küste bekreuzet und alles, was er nur gewolt, gegen Gold umgesezet. Nach einigen gemachten Endeckungen richtete endlich die ganze Flottille ihren Lauf nach Nordost. Den 14. Febr. besorgten sie wegen einem gewaltigen Sturm Schiffbruch, näherten sich endlich wieder den Azoren, woselbst der Gouverneur Befehl hatte sie anzuhalten. Colombo merkte es, reiste daher den 24. weiter, ungeachtet die Pinta durch den Sturm noch von ihm getrennet war. Da er bis auf 100. Meilen sich Spanien genähert, trieb ihn ein neuer Sturm nach **Lissabon**. Daselbst fertigte er einen Courier an den Spanischen Hof ab, und ließ bei dem König in Portugal, dem er vorher seine Dienste angeboten, um Erlaubniß anhalten, sich allda vor Anker

Trift die Pinta wieder an, und segelt nach Spanien zurück.

Wird sowol in Lissabon,

zu legen. Es wurde ihm gestattet, jedoch solte er eine Erklärung thun, die er aber als Admiral von Spanien verweigerte jedoch auf solchen Fuß gehalten wurde. Er sprach mit dem König sitzend und mit bedecktem Haupte, so ihm fast theuer zu stehen gekommen. Dann als er dem König die neuen Entdeckungen so sehr anpries, um ihn destomehr zur Reue zu reizen, so erboten sich gleich einige ihn aus dem Weg zu räumen und sich seiner Nachrichten zu bemächtigen. Der König willigte aber nicht darein, sondern ließ ihn mit Ehre und Gnade überhäuft abreisen. Er langte den 15. Merz wieder in **Palos** an, nachdem er 7. Monate und 12. Tage abwesend gewesen. Die **Pinta** lief auch wieder ein, einige sagen in **Gallicien**, andere zu **Palos**, **Pinzon**, ihr Befehlhaber aber starb bald darauf. Colombo wurde unter Läutung der Glocken wie der König selbst empfangen. Er verfügte sich hierauf zu dem König und der Königin nach Barcellona und wurde mit ausnehmender Gnade empfangen. Seine Reise war ein beständiger Triumph. Der König ließ sich nicht leicht sehen, ohne seinen Prinzen zur Rechten und den Admiral zur Linken zu haben. Er erhielt den Ehrentitel **Don** für sich und seine Familie und ein prächtiges Wapen unter neuer Bestätigung aller seiner Privilegien.

als in Barcellona mit ausnehmender Gnade empfangen.

Der

Der Pabst theilet die neu entdekten Länder aus.

Damals war man der Meinung, worüber die Staatsklugen heut zu Tage lachen, daß der Pabst die Länder, so noch keinem christlichen Fürsten zustunden, auszutheilen hätte. Alexander der IV. ein Spanier ward von dem König gebeten die neu entdekten Länder der Krone Castilien einzuverleiben. Die Portugiesen machten auch Anspruch darauf. Damit nun der Pabst beide Theile vereinigen möchte, so befahl er, daß auf der Weltkugel von einem Pol zu dem andern eine Linie gezogen werden, und daß selbige 36. Grad an der Abendseite von Lissabon gehen solte. Diese Demarcationslinie solte die Grenzen der Portugiesischen Erobrungen ausmachen. Dieser Linie gegen Abend solte der Spanier, gegen Morgen aber der Portugiesen Antheil seyn. Nachgehends ist diese Linie wegen allerlei Schwierigkeiten wieder geändert und anderst eingerichtet worden. Dieß war das erstemal, daß ein Nachfolger des armen Petrus mit einem einzigen Strich ganze Reiche und Welttheile austheilte.

Zweite Reise des Colombo.

Die andere Ausrüstung geschahe mit 17. sowol mit Geschüze, als Kriegs- und Mundvorrath wol versehenen Schiffen. Viele Pferde, mehr als 1500. Freiwillige, zum Theil Edelleute, wurden eingeschift, die die Reise theils auf eigene, theils auf der Königin Unkosten mitthaten. Es wurde

vielerlei Samen, Bäume, Getreide und alles mitgenommen, was zu einer daurhaften Niederlassung erforderlich war.

Entdekt die Insel Dominique und andere Antillische Inseln.

Die Flotte lief den 25. Sept. von **Cadix** aus, hielt sich 2. Tage bey der Insel **Gomera** auf und befand sich nach einer glüklichen Fahrt den 3. Nov. Angesichts einer Insel, die **Dominique** genennet ward. Einige sagen, sie hätten vorher die Insel **Desirade** erblicket. Noch eine dritte ward **Marigalante** genant. Eine vierte hieß **Guadalupe**, die übrigen **Montserrat**, **Antigoa**, St. **Christophel**, **Boriken** und **Puertoricco**, so lauter **Antillische** Inseln waren, die wir uns vorgenommen haben zu beschreiben. Endlich kamen sie den 22. Nov. in der Bucht von **Samana** in **Hispaniola**, oder St. **Domingo** an, welches hernach die Mutter aller Spanischen Pflanzstädte in Amerika worden ist, wie wir solches in Zukunft zeigen werden, wenn wir die Besizungen der Spanier in den Antillischen Inseln, und vielleicht auch auf dem festen Lande selbst beschreiben werden. Alsdann soll die Geschichte Colombi und die folgenden Entdeckungen und Reisen angeführt werden. Zur Geschichte der kleinen Antillen haben wir nothwendig die ersteren Entdeckungen derselben hier beibringen müssen, und da sie der Anfang von der Entdeckung der ganzen neuen Welt waren, so

hat

hat auch derselbe in möglichster Kürze müssen berührt werden.

Erstes Capitel von den Amerikanischen Inseln überhaupt und besonders von den Antillischen, ihrer Eintheilung und deren heutigen Besitzern.

Die Amerikanischen Inseln auf derjenigen Seite von Amerika, die gegen Europa und Afrika lieget, kann man füglich in vier Hauptclassen eintheilen. Die erstere begreift die ganz nordlichen, als **Grönland**, **Terreneuf**, und alle diejenigen, die an den Küsten von **Canada**, **Acadien** und den **Englischen Pflanzstädten** des festen Landes liegen, welche bereits in den beiden ersten Theilen, die von den **Englischen und Französischen Pflanzstädten** handelten, vorgekommen sind. Man kann auch die **Azoren** dahin rechnen, wie bereits oben geschehen.

Haupteintheilung der Amerikanischen Inseln.

I. Classe.

In die zweite Classe, welche die beträchtlichsten Inseln enthält, kann man zählen 1) die **Bermudischen**, 2) die **Lukayischen** (*) und 3) die **Antillischen Inseln**.

II. Classe.

(*) Einige rechnen die Lukayischen auch noch unter die Antillen.

Sie liegen von dem 10. bis zu dem 30. Grad Norder Breite in dem Nordischen Meere unter dem heissen Erdgürtel.

III. Classe. In die dritte Classe nimmt man füglich diejenigen, die gegen Süden von der Mittagslinie an bis gegen dem Südpol in dem Brasilianischen, Paraguayischen und Magellanischen Meere liegen, darunter **Feuerland**, oder **Terra de feu**, die vornehmste ist, wiewol man von allen nicht viel erhebliches sagen kann.

IV. Classe. Die vierte Classe begreift die Inseln auf der andern Seite von Amerika, die in dem **stillen Meere** liegen. Unter diesen sind die beträchtlichsten die **Salomonsinseln**, **Mocha**, **Chilue**, **Madre di Dios** u. a. m. davon man aber nicht viel Nachrichten hat. Einige haben **Californien** auch als eine Insel dazu gerechnet, die allerneuesten Entdeckungen aber der Russen geben höchst wahrscheinlich zu erkennen, daß **Californien** mit dem festen Lande von Asien zusammen hange, wordurch wir also eine ziemliche Brücke zur Bevölkerung von Nordamerika vor uns hätten, daß also der Pater Laffitau recht gehabt, wenn er die Bevölkerung von Nordamerika aus dem nordlichen Asien hergeleitet. So wird durch neue Entdeckungen noch mancher Streit geschlichtet werden. Die Engländer dürfen auf diese Weise auch nimmer an eine Durchfahrt von der Hudsonsbay

aus

aus nach Asien denken. Von **Californien** ist überhaupt noch wenig bekannt, obgleich vor etlichen Jahren eine Beschreibung davon in Spanischer Sprache herausgekommen.

Die eigentlichen **Antillen**, zu denen wir uns jezo wenden, werden wieder in die großen und in die kleinen, oder die **Caraibischen Eilande** eingetheilt, weil diese lezteren alle von den Caraiben, als ihren natürlichen Einwohnern bewohnt worden, und zum Theil heut zu Tage noch bewohnt werden. Diese Völker, deren Geschichte wir an einem andern Ort umständlicher berühren werden, wenn wir an ihre Inseln kommen, die sie noch besizen, stammen von den **Apalachiten** ab, und sind aus **Florida** gekommen.

Nähere Eintheilung der Antillen, nebst ihren dermaligen Besizern.

Wir wollen die Antillen nun der Reihe nach anführen, wie sie in einem Bogen vor dem Mexikanischen Meerbusen liegen, und zwar nach derjenigen Eintheilung, da man sie in Inseln **Barlovento**, oder über dem Winde, und **Sottovento**, oder unter dem Winde eintheilet. Die vier großen Inseln, bei welchen wir anfangen, kann man füglich auch zu den Inseln über dem Winde rechnen, weil sie denen unter dem Winde entgegen liegen. Die Engländer theilen sie in **Leewards**- und **Windwardsinseln**.

Antillische Inseln über dem Winde.

Die erste und größeste ist **Cuba**, weil sie

auf 213. Meilen in die Länge, und wo sie am breitesten, 65. Meilen hält. Sie ist gleich anfangs von den Spaniern entdekt worden und gehört ihnen noch. Eine Menge kleiner Eilande liegt um sie herum, die auf der einen Seite **Jardin del Rey**, und auf der andern **de la Reyna** heissen. Die Insel **Pinos** gegen Mittag ist die beträchtlichste, die übrigen bestehen aus Felsen und sind wüste. Die ganze Insel liegt nach ihrer Breite vom 20. bis zum 24. Grad. Gleich daran gegen Morgen liegt **Hispaniola**, oder **St. Domingo** unter den Spaniern und Franzosen getheilet. Sie ist gegen 140. Meilen (*) lang und gegen 50. breit, liegt unter dem 19. und 20. Grad. Dazu gehört die Schildkroten Insel, **la Tortüe** auf der nordlichen Seite, sie liegt im 20. Grad 10. Min. ist 8. Meilen lang und 2. breit. War ehemals von den **Flibüstiers**, oder Freibeutern bewohnt, hernach zu einer Französischen Colonie gemacht, aber auch wieder verlassen. In der Bay von **Leogane** liegt **Gonave** 7. bis 8. Meilen lang, nebst noch mehrern wüsten Inseln. Die **Kaymiten**, viele kleine, niedrige und wüste In-

(*) Unter diesen Meilen versteht man allemal Englische und Französische Seemeilen, davon 20. auf einen Grad gehen. Eine macht $\frac{5}{4}$ Stund Wegs aus.

Inseln gehören auch zum Französischen Theile, so auch die Inseln **Avache** und **St. Ludwig**, die bewohnt sind, an der mittäglichen Küste. Die **Bettelmünchen** und **Beaceninsel** liegen auch noch auf dieser Seite. Gegen Morgen sind die Inseln **Samana** und **Saona**, die den Spaniern gehören.

Porto-Ricco ist die dritte große Antille und wird von den Spaniern bewohnet. Sie wird 20. Meilen lang und nicht gar halb so breit geschäzet. Zwischen St. Domingo und Portoricco liegen 3. kleine Eilande, als **Zacheo**, **Monika** und **Mona**. Sie liegt unter dem 18. und 19. Grad.

Jamaica, als die vierte große Antille, gehört den Engländern, die sie von den Spaniern erobert, und wol die reichste und bewohnteste unter allen Antillen ist. Sie liegt im 18. Grad Norderbreite. Man hat ihr stets 50. Seemeilen in die Länge, und 20. in die Breite gegeben. Nach den lezten Ausmessungen aber haben die Engländer gefunden, daß sie 170. (*) englische Meilen in die Länge, und 70. in die Breite habe. Sie hat einige kleine Eilande um sich herum, als gegen Norden **Bobi**, oder die **Thoreninsel**, die **grüne Insel**, **Martha Brea**, **Cabarita**, **Merry**, **Lynch**, und gegen Süden, die **schwarzen Felsen**, die

(*) 60. Englische Meilen machen 20. ganze Reisestunden.

Taubeninsel, nebst den Portlandscayen; gegen Westen die Schildkroteninsel.

Nun folgen die kleinen Antillen, davon die Jungfern Inseln den ersten Plaz nach Portoricco haben, von welchen sie nicht weit entfernt sind und gleiche Breite haben. Borriqueninsel, welche nur 5. oder 6. Meilen von Portoricco entfernt, ward ehemals von den Flibůstiers besucht und die Krabeninsel geheissen. Ihr Umfang ist von 8. bis 10. Meilen, und jezo verlassen. Die Insel St. Thomas hat nur ungefähr 6. Seemeilen im Umfang und gehört den Dånen, wo aber auch die Hollånder handeln. Auch die Preussen haben ehmals Theil daran gehabt. Die große Jungfer, Paneston wird von Englåndern bewohnt. St. Croix ist die gröste von den Jungfern und 10. bis 12. Seemeilen lang, liegt im 18. Grad 15. Min. Norderbreite, ward ehmals von den Franzosen, Englåndern und Hollåndern bewohnt, nun gehört sie seit etlichen Jahren den Dånen. Nicht weit von den Jungfern liegt Negade ungefähr 4. Seemeilen breit, ist unbewohnt, gleichwie auch Sombrera.

Anguilla, ein schmales kleines Inselchen unter dem 18. Grad 21. Min. gehört den Englåndern. St. Martin gleich darunter von Hollåndern und Franzosen bewohnt im 18. Grad 15. Min. hat wenigstens 15. bis 16. Meilen im Umfang.

Saba noch weiter unten eine kleine Holländische Insel im 17. Grad. **St. Eustachius** gehört auch den Holländern.

St. Bartholomäi ehmals von den Franzosen besessen nun verlassen. Man giebt ihr 7. bis 8. Meilen im Umfang.

Aves, eine wüste Insel im 15½. Grad Norderbreite hat nicht über 3. Meilen im Umfang. Man muß sie nicht mit einer andern Insel gleiches Namens unter dem Winde verwechseln.

St. Christoph gehört nunmehro ganz den Engländern, nachdem sie vorhero von den Franzosen mit besessen worden. Alle Englische und Französische Pflanzstädte auf den Antillen kommen daher. Sie liegt im 17. Grad 25. Min. und hat nach den Engländern 75. Meilen im Umfang.

Das Eiland **Nevis** oder **Nieve** liegt nur eine halbe Seemeile von **St. Christoph** im 17. Grad 19. Min. und hat ungefähr 6. Meilen im Umfang, sie gehört den Engländern.

Rodunda ein noch kleineres Eiland liegt darunter im 17. Grad und ist verlassen.

Montserrat liegt in eben dieser Reihe im 17. Grad und erstrekt sich 3. Meilen in die Länge und eben so viel in die Breite, ist von Engländern besezt.

Oberhalb diesen 4. Inseln liegen gegen Nordost die 2. Inseln **Barboude** und **Antigoa**,

tigoa, so beide den Engländern gehören. Jene liegt im 17. Grad 30. Min. Man giebt ihr 15. Meilen in die Länge, und halb so viel in die Breite. Diese soll im 16. Gr. 11. Min. liegen und 20. Meilen in die Länge und eben so viel in die Breite haben.

Guadaloupe ist bei nahe die größte unter den kleinen Antillen, sie besteht aus zwei Eilanden die durch einen kleinen Arm der See getrennt sind. Sie liegt im 16. Gr. 20. Min. und hat 90. Meilen im Umfang. Die Franzosen haben sie bisher inne gehabt, nun aber haben sich die Engländer Meister davon gemacht, wie wir bald mit mehrerem hören werden.

Todossantos, les saints besteht aus 6. kleinen Eilanden, davon zwei vor den andern beträchtlich sind. Sie gehören den Franzosen und liegen nächst an Guadaloupe gegen Südost. Noch weiter gegen Osten liegt **Marigalante**, so groß als der fünfte Theil von Guadaloupe. Liegt im 16. Gr. und gehört den Franzosen. Gleichwie auch

Desirade oder **Deseada**, so halb so groß als Mariegalante ist und auch noch im 15. Gr. gegen Osten von Guadaloupe aus lieget.

Dominique liegt auch noch im 16. Gr. und hat wenigstens 13. Meilen in die Länge und 9. in die Breite. Gehört den Caraiben und Frankreich will den Schuz darüber haben.

Mar-

Martinique eine der vornehmsten Französischen Pflanzstädte unter den Antillen ist bei nahe so groß als Guadaloupe. Sie liegt im 14. Gr. 30. Min. Man giebt dieser Insel 16. Meilen in die Länge und 45. im Umfange. Es scheint aber sie sey um etwas größer. Sie hat einige kleine Eilande um sich her, die aber nicht beträchtlich sind.

Ste. Lucie, oder Alousie liegt im 13. Gr. 14. Min. 7. Meilen von Martinique, ist wenigstens 22. Meilen lang und halb so breit. Nach **Bellins** Charte scheint sie nur 17. Meilen in die Länge und 6. in die Breite zu haben. Sie liegt wirklich im Streit, nachdem sie vorher von den Caraiben, Engländern und Franzosen besessen worden. Der nächste Friedensschluß wird zeigen, wem sie gehören solle. Wir wollen diese Strittigkeiten, weil sie in den gegenwärtigen Krieg mit einschlagen, bei der Beschreibung dieser Insel erzählen. Gleich darunter liegt

St. Vincent, so auch wie **Dominique** noch den Caraiben gehört, liegt im 13. Gr. Die meisten geben ihr bis 8. Meilen in die Länge und eben so viel in die Breite; **Labat** schreibt ihr 20. Meilen im Umfange zu. Auf der Seite der zwei lezten Inseln gegen Morgen liegt

Barbades, oder **Barbados**, so den Engländern gehörig. In der Lage und Größe die-

dieser Insel ist man noch nicht einig. Einige sezen sie in den 13. Gr. 20. bis 31. Min. andere bis in 17. so zu weit. Einige geben ihr 28 Meilen in die Länge und 17 in die Breite. Andere geben ihr nur 21. in die Länge und 12. in die Breite.

Grenada liegt im 12. Gr. und ein Viertel Norderbreite. Ihre Länge ist 9 bis 10 Meilen, ihre Breite ungefähr 5. und ihr ganzer Umfang 20 bis 22 Meilen. Sie gehört den Franzosen. Um diese Insel herum liegen eine Menge kleiner Eilande, die man

Grenadinen, oder **Grenadillen** heißt. Die größte, so St. **Vincent** am nächsten, nennt man **Beguia** oder **Bekia**. Sie wird noch von Wilden bewohnt. Eine andere heißt **Cariacu**.

Tabago ein klein Eiland unter dem 11. Gr. vorher hattens die Curländer, nun ist es verlassen.

Antillische Inseln, die unter dem Winde liegen.

Trinidad unter dem 10. Gr. die größte Insel unter dem Winde, den Spaniern gehörig. Sie hat bei 20 Meilen in die Länge und halb so viel in die Breite.

Marguerite ist etwas kleiner, gehört auch den Spaniern und liegt im 11. Gr. Sie hat noch etliche Eilande um sich her, als

Cu-

Cubagua, oder die Perleninsel. Weiter hinauf liegen die Eilande

Les 7. Ages, **Blanca**, **Orchilla**, **Roca** und **Aves**, so meist keinen Herrn haben.

Curassao liegt im 12. Gr. und gehört den Holländern, sie hat 15 bis 16 Meilen in die Länge und 8 in die Breite; auf der einen Seite davon gegen Osten liegt

Bonair, ein klein Eiland, so auch den Holländern gehöret, auf der andern Seite gegen Westen liegt

Aruba, oder **Oruba**, so ihnen auch gehört und nächst am festen Lande lieget.

Man hat hier die Antillischen Inseln alle der Reihe nach in die Ordnung gebracht, damit der Leser zum voraus einen Hauptbegriff von ihnen nach ihrer Lage, Größe und Eigentümern haben möge, weil man die Beschreibung nicht in dieser Ordnung vornehmen kann, sondern sie nach den Besizungen der Völkerschaften vornehmen wird, welche ihre Pflanzstädte allda angelegt haben. Wir wollen also mit den Franzosen anfangen, weil der gegenwärtige Krieg ihre Inseln am merkwürdigsten macht.

Zweites Capitel

von den Französischen und Englischen Pflanzstädten auf den Antillischen Inseln, ihrem Anfang und Fortgang darinnen.

Ob die Antillen den Portugiesen vor der Entdeckung Colombi schon seyen bekannt gewesen.

Die Portugiesischen Erdbeschreiber verlegten ehedessen die erste **Antille** ungefähr 200 Meilen von den **Azoren** gegen Abend und nannten sie die Insel der 7 Städte. Das unangenehmste dabei ist dieses, daß eine große Anzahl einzeler Personen dieser Nation, vielleicht auch wol einige Castilianer, bei Suchung dieser Insel umgekommen sind. Sie wurden durch eine alte Ueberlieferung zu ihrer Aufsuchung angetrieben, nämlich: Es wären zu der Zeit der von den **Mauritaniern** in Spanien geschehenen Einfälle 7 Bischöffe mit vielen Christen zu Schiffe gegangen, um der Verfolgung zu entgehen, nach vielen Mühseligkeiten hätten sie in einem Hafen der **Antille** Land gefasset und nach Verbrennung ihrer Schiffe daselbst 7 Städte gebauet. Es sezen noch einige Portugiesische Geschichtschreiber hinzu, daß gegen die Mitte des 15ten Jahrhunderts, zu der Zeit, da der **Infant** *D.* **Heinrich**, Graf von **Visejo**, alle Völker in Bewegung sezte, einen neuen Weg nach Indien zu suchen, ein Portugiesisch

giesisch Schiff durch Sturm an die Küste der Antille geworfen sey. Als der Graf solches erfahren, habe er seinen Steuermann dahin senden wollen: da sich dieser aber zu einer so weiten Reise um so weniger verstehen wollen, weil er den Weg nicht so genau bemerkt, den er auf seiner Rückreise nach Portugal genommen, und besorgt war, daß er wider seinen Willen dazu angehalten werden möchte: so begab er sich aus dem Königreiche. Indessen so fabelhaft diese Erzählung ist, da man in den Antillen keine Spur davon gefunden, so hat doch **Herrera**, ein berühmter Schriftsteller von Amerika, geglaubet, daß der Name der eingebildeten Antille denen Inseln beigelegt worden, welche Colombo zu erst entdecket; und zwar aus der Ursache, weil sie beinahe an eben dem Orte gelegen wären, wo diese von den obigen Erdbeschreibern war hinverlegt worden. Wahrscheinlich kommt der Name von ante her, daß sie Inseln bedeuten, die **vor** dem festen Lande liegen, oder **vor** Anlangung darauf angetroffen werden.

Der Name Antille woher?

Die Spanier bekümmerten sich nach den ersten Entdeckungen wenig um die kleinen Antillen, sie bevölkerten die großen und von da aus das feste Land. Sie begnügten sich jenen Namen zu geben und glaubten sich in dem Eigentum derselben sicher, wenn sie

Die Spanier bekümmerten sich wenig um die kleinen Antillen.

nur ein Creuz nebst dem Castilanischen Wapen darauf pflanzten. Es verzog sich auch lange bis andere Völker dahin kamen. Das Jahr 1625. ist der Zeitpunct, wo die Französischen und Englischen Pflanzstädte in den Antillen ihren Anfang genommen. Beide Nationen hatten sich vorher mit dem festen Land gegen Norden beschäftiget, wie man aus der Beschreibung ihrer dasigen Pflanzstädte sattsam gesehen. Nun fiel es ihnen ein auch auf die Inseln zu denken.

Franzosen und Engländer landen zumal in St. Christoph.

Die Franzosen und Engländer landeten auf einen Tag an verschiedenen Seiten auf der Insel St. Christoph, ohne daß einer von dem andern etwas wußte. Die Franzosen hatten den Herrn von **Enambuc**, einen Normannischen Edelmann aus dem Hause **Vauderop** und den dü **Rossey**, beide Seehauptleute zu Anführern. Der Engländer Befehlshaber aber, war ein Engländischer Schifshauptmann, Namens **Waernar** oder **Ouernar**. Beide vereinigten sich ungeachtet ihrer Bestürzung, daß sie einander so unvermuthet hier antrafen. Es will zwar **du Tertre**, daß schon Franzosen da gewesen, die mit den Wilden ganz verträglich lebten. Dem ungeachtet beredeten sich beide Theile sich sowol wider die Wilden, als Spanier in gute Verfassung und Wehre zu sezen; ja die Caraiben gar auszutreiben. Damit auch während der

von

von Enambuc und Wärner in Vorschlag gebrachten Reise nach Europa, die Caraiben mit den Spaniern einverständlich, oder durch gewisse angebliche Zauberer getrieben, die sie nach ihrem Gefallen lenkten, sie nicht anfallen möchten; so bemächtigte man sich in einer Nacht der unruhigsten von der Nation und die andern wurden gezwungen, sich anderswohin zu begeben.

Stossen die Caraiben aus.

Die beiden Anführer giengen hierauf nach Europa ihren Höfen von ihren Verrichtungen Nachricht zu geben. Sie wurden gebilliget und beide zu Gouverneurs ernant. Als Enambüc sahe, daß er sich ohne eine hinlängliche Stüze nicht erhalten konte; so brachte er eine Gesellschaft zuwege, die durch den Card. **Richelieu** den 31. Oct. 1626. bestätiget wurde. Diese Gesellschaft hatte sowol auf St. Christoph als auf einige darneben liegende Inseln ihr Recht erhalten, welches 1642. auf alle Amerikanische Inseln vom 10. bis an den 30. Grad nordlicher Breite ausgedehnt wurde. Dieser Gesellschaft hat man alle Französische Colonien auf den Inseln zu danken.

Erste Französische Gesellschaft der Inseln.

Die Canadische Gesellschaft folgte im Jahr 1627. nach, wie oben schon erwähnt worden. Da nun **Enambüc** seine Angelegenheiten in Ordnung gebracht, so kehrte er wieder mit 300. Mann nach St. **Christoph** zurück. Er kam auch zu Unterstüzung der

Colonie im Anfang des Frühjahrs 1627. glücklich daselbst an.

St. Christoph wird unter die Franzosen und Engländer getheilt.

Waernar war einige Zeit zuvor auch von England zurück gekommen, hierauf theilten sie die Insel. Die Jagd, die Fischerei, die Salzquellen, das Holz, die Reeden und Minen verblieben beiden Theilen gemeinschaftlich. Auch in **London** wurde eine Gesellschaft errichtet. Der Graf von **Carisle** bekam hierüber den 2. Jun. 1627. die Freiheitsbriefe, wodurch der neuen Colonie noch besser aufgeholfen wurde, als bei den Franzosen geschahe. Daher fanden sich die Engländer im Stande 1628. die Insel **Nieves** in der Nachbarschaft zu besezen. Die Französischen Handlungsgenossen unterliessen ihrer Colonie dergleichen Verstärkung zu übersenden; vielmehr erwarteten sie Amerikanische Reichthümer zurück.

Die Engländer breiten sich weiter aus.

Enambuc reiset nach Frankreich um neue Verstärkung.

Als **Enambûc** sahe, daß seine Briefe ohne Wirkung waren, reisete er nach Frankreich und bemühte sich bei seinen Mitgenossen und dem Hofe um Verstärkung, damit er die Engländer in den Schranken der Gleichheit, die sie zu überschreiten im Begrif waren, zurück weisen könte. Er bekam auch wirklich 300. Mann, Schiffe und Vorrath mit, langte im August 1629. an, und ermunterte die Colonie. **Cusac** kam auch mit einem Geschwader die Engländer zu demüthigen, nahm ihnen alle

Schif-

Schiffe hinweg und nöthigte den **Waernar** sich in seine Abtheilung wieder zurük zu ziehen. Beide Nationen würden hernach ohne Zweifel in Ruhe gelebt haben, wenn nicht der Spanische Hof über diese Colonien eifersüchtig geworden wäre, da sie die Insel als ihr Eigentum ansahen.

Die Colonien werden von den Spaniern zerstört 1630.

D. Friderich von Toledo, der nach **Brasilien** geschikt war, die Holländer daraus zu vertreiben, segelte auf Befehl auch nach **St. Christoph** die Franzosen und Engländer gänzlich zu vertreiben. Man hatte in Frankreich Nachricht davon und **Cusac** war deßwegen ausgelaufen den Spaniern sich zu widersezen: allein er war zufrieden den **Waernar** in Ordnung gebracht zu haben, und als er von den Spaniern nichts hörte noch sahe, so wurde er des wartens überdrüssig, ließ seine Schiffe auseinander laufen, und ließ sowol **St. Christoph** als St. Eustach, wo er eine Schanze und Bewohnung angelegt hatte, ohne Hülfe. Endlich stellte sich **Toledo** ein, bemächtigte sich der vier Englischen Schiffe, die bei **Nieves** vor Anker lagen und grif die Franzosen zuerst an. Wegen der schlechten Gegenwehr des du **Rossey** stiegen die Spanier leicht ans Land, obgleich **Waernar** gegen 800. Mann zu Hülfe geschikt, auch du **Parquet** des **Enambucs** Neffe 25. Mann gebracht. Lezterer wehrte sich mit etlichen wenigen als

ein Held, fiel aber mit 18. Wunden, nachdem er viele erlegt, nieder und starb auf einem Spanischen Schiffe. Die Engländer wolten auch nicht anbeissen, alles flohe zum **Enambüc**, der sie Stand zu halten ermahnte, aber es war vergeblich. **Dü Rossey** nöthigte ihn durch einen versammelten Rath die Insel zu verlassen und sich nach **Antigoa** zu wenden. 400. Franzosen stiegen also zu Schiffe. **Waernar** capitulirte in der Noth, **Toledo** gab ihm die 4. Schiffe wieder, um sich mit seinen Leuten an Boord zu begeben, sie faßten sie aber nicht alle; daher mußten die Engländer versprechen, bei der ersten Gelegenheit die Insel gänzlich zu räumen. **Toledo** drohte, wenn er bei seiner Rückkunft von Brasilien noch einige antreffen würde, sie alle niederhauen zu lassen.

Die Franzosen ziehen sich in andere Inseln zurük,

Die Franzosen hatten in der Eile fast keinen Vorrath mitgenommen, konten auch die Insel **Antigoa** nicht finden, kamen darüber in die größte Noth, landeten endlich auf der Insel **St. Martin** an, aber am schlechtesten Orte, wo sie nicht einmal süß Wasser fanden. Viele starben und Dü Rossey nöthigte endlich einen Schifshauptmann mit ihm nach Frankreich zu fahren, wo er in die Bastillé kam. Die Ueberbleibsel der Colonie zerstreuten sich auf den Inseln **Montserrat**, **St. Bartholomäi** und **Anguille**,

guille, fanden aber keine bleibende Stätte.

Nachdem die Spanier zu St. Christoph alles verwüstet, geschleifet und geplündert, zogen sie ab und die Engländer wagten es da zu bleiben und glaubten gar allein Herrn darauf zu bleiben. Allein sie betrogen sich, die Franzosen fanden sich nach und nach wieder ein. Einige Holländische Schiffe, besonders aber ein Französisches halfen ihrem Mangel. und kommen endlich wieder zu St. Christoph an.

Einige von ihnen hatten sich währender Zerstreuung zu den Engländischen und Französischen Abentheurern gesellt und auf der mitternächtigen Küste von **St. Domingo**, die sie verlassen fanden, gesezet. Es wimmelte daselbst von Ochsen und Schweinen. Sie trokneten ihr Fleisch im Rauch wie die Wilden, welches **Boucaniren** hieß, davon ihnen der Name **Boucaniers** geblieben. Die Holländer versprachen ihnen die Häute abzunehmen und andere Nothwendigkeiten dargegen zu verschaffen. Da ihnen aber doch viel fehlte und das wilde Leben in den Wäldern nicht allen anstehen wolte, so giengen sie anfänglich nur mit Booten auf die Spanischen Schiffe los und machten endlich Beute über Beute. Um sicherer zu seyn sezten sich einige auf der Schildkröteninsel, von da aus sie unter Begünstigung der Engländer so mächtig wurden, daß die ganze Spanische Monarchie in Amerika vor ihnen Ursprung der Boucaniers und Flibustiers.

nen zitterte. Man hieß sie **Flibüstiers**, von den **Flibots** her, die sie anfänglich zur Caperei gebrauchten. Wir wollen dieser Wagenhälse bei St. **Domingo** weiters gedenken. Die Geschichte zeigt ihres gleichen nicht. Von ihnen kommt jezo die blühende Colonie der Franzosen auf **St. Domingo** her.

Die Colonie St. Christoph errichtet sich aufs neue.

Nun müssen wir uns wieder nach **St. Christoph** wenden. Beide Theile bauten sich von neuem an, daß sie sich bald wieder erholten. Ihr Handel fieng an austräglich zu werden absonderlich mit Tabak. Da es an Handwerksleuten fehlte, erlaubte **Enambüc** den vornehmsten Einwohnern nach Frankreich zu gehen, um neue Einwohner anzuwerben. Es fanden sich auch viele ein, welche sich in den Stand sezten den Engländern nachzuahmen, die stärker waren und auch mehr von **London** aus unterstüzt wurden. Daher machten sie neue Pflanzstädte in den Inseln **Monserat**, **Antigoa**, und **Barbude**. Fast zu eben der Zeit sezten sich die Holländer auf der Insel **St. Eustach** feste, und diese Colonie eignete sich nachher auch die Insel **Saba** zu.

Die Engländer breiten sich auf andern Inseln aus. Die Holländer sezen sich in den Antillen auch fest.

Enambüc sahe inzwischen mit Verdruß, daß andere die nah gelegenen Inseln herum besezten, und daß er durch die Nachlässigkeit der Genossenschaft in Frankreich, die ihm die gehörigen Nothwendigkeiten nicht lieferte, um diejenigen Inseln zu besezen,

die

die der Colonie doch ungemein wol gelegen gewesen wären. Weil er nun dem geschehenen nicht abhelfen konte, so hatte er seine Augen auf **Guadaloupe** gerichtet, und schikte sich an, Mannschaft dahin zu senden. **Olive** aber, einer seiner vornehmsten Colonisten, kam ihm zuvor. Denn als dieser seiner eigenen Angelegenheiten halben nach Frankreich gereiset war, so gesellete er sich mit dem **dü Plessis** und einigen Kaufleuten aus **Dieppe**, zu **Guadaloupe** unter Commission der Handlungsgesellschaft der Amerikanischen Inseln, eine Colonie anzulegen. **Olive** und **dü Plessis** wurden zu Gouverneurs mit einem gleichmässigen Ansehen ernennet, kamen auch den 8. Jun. 1635. mit einer Gesellschaft von 500. Mann daselbst an. Unterdessen da **Guadaloupe** dergestalt bevölkert wurde, so richtete **Enambüc**, dessen Absicht sie entgangen war, sein Auge auf **Martinique**. Er begab sich selbst dahin und nahm Besiz davon; bevölkerte sie auf seine Kosten, und erhielt dadurch das Eigenthum über dieselbe. Er ließ den **dü Pont**, als seinen Lieutenant und den **la Valle** als ersten Hauptmann daselbst. Und als er zu **St. Christoph** verstarb, vermachte er in seinem Testamente alle seine Güter und Gerechtsame, die ihm über Martinique zustunden, dem **dü Parquet**, seinem Neffen und einem Bruder von dem-

Franzosen lassen sich in Guadaloupe und Martinique nieder.

jenigen, der den Spaniern zu St. Christoph die Anländung so tapfer streitig gemachet. Enambüc hatte den dü Halde, seinen Lieutenant, zum Nachfolger zu St. Christoph, den die Gesellschaft zum Obergouverneur ernannte.

1638.

Ritter von Poincy, Generalgouverneur der Inseln kommt daselbst an.

Als der Card. Richelieu sahe, daß die Inseln anfiengen ein Vorwurf von Wichtigkeit zu werden; so wolte er einen Mann zum General darüber sezen, bei welchem Geburt, Herzhaftigkeit und Klugheit seinen Absichten, durch ihren Anwachs, beförderlich seyn könte. Hierzu fand er seiner Meinung nach, niemand geschikter, als den Longvilliers, Herrn von Poincy, Großcreuz des Ordens St. Johannis von Jerusalem, Commandeur von Oisemont und Coulours, auch Oberhaupt des Geschwaders. Ludwig XIII. machte ihn zum Gouverneur der amerikanischen Inseln. Seine Briefe sind vom September 1638. Er reisete den 15 Jan. 1639. von Dieppe ab und kam einen Monat nachher nach Martinique; von da er nach Guadeloupe, und alsdann weiter nach St. Christoph gieng, auch aller Orten den Eid der Treue empfieng. Auf der leztern Insel richtete er alles aufs beste ein und machte diese Colonie zur besten auf den Antillen. Nachher war er bedacht, sie auf den Inseln St. Bartholomäi, St. Martin und Ste Croix, die er besezte, auszubreiten.

Der

Der Tod des Card. Richelieu, die Schwäche der Regierung während der Minderjährigkeit Ludwig des XIV, die innerlichen Kriege, benebst noch andern Ursachen, sezten die Handlungsgesellschaft der Inseln in die Verfassung, sich mit denen, die sich etwa als Käufer angeben würden, ihrer Gerechtsamen halber zu vergleichen. **Du Parquet**, dessen Oheim Enambûc ihn nach Martinique gesezet, hatte den Anfang gemacht, sich zu **Granada** und S. **Lucia** einzurichten. Er erhandelte von dieser Gesellschaft ihre Rechte und Ansprüche auf diese 3 Inseln. **Houel**, Gouverneur von **Guadaloupe** ließ sich ebenfals, wegen **Maria galante**, **Desirada** und der **Heiligen** in Handlung ein. Diese beiden waren noch nicht eingenommen, so wenig als S. **Lucia**, oder **Alousia**, wie sie auch hieß; man ließ sie aber doch in den Tractat mit einfliessen, damit nicht etwa ein anderer, wie es hernach von den Engländern auf S. **Lucia** geschehen, Besiz davon nehmen möchte. Der Ritter von Poincy erhandelte den 24 Mey 1651. im Namen des Maltheserordens ebenfals von der Gesellschaft das Eigentum von **St. Christoph**, **S. Bartholomäi**, **S. Martin** und **S. Croix**: und zwei Jahre hernach ward dieser Handel von dem Könige durch ein Patent bestätiget, der sich blos die Oberherrschaft über dasjenige vorbehielt, was in

Die Gesellschaft der Inseln zerschlägt sich.

der Abtretung der Gesellschaft an den **Maltheserorden** begriffen war, nebst einer güldenen Krone von tausend Thalern, welche bei jeder Veränderung eines Königs durch einen Abgesandten des Ordens überbracht werden solte. Auf diese Art kamen die Inseln aus den Händen der Gesellschaft und wurden dem Maltheserorden und andern Privatpersonen, bis in das Jahr 1664 als ein Eigentum beigeleget.

Neue Gesellschaften unter der Mittellinie.

Unterdessen da die Handlungsgesellschaft der Inseln, ihre Güter zergliederte und vollends in Uneinigkeit gerieth, so entstund eine andere unter dem Namen von **Frankreich unter der Mittellinie.** Also hieß man Güyane, so man Cayenne nannte. **Poncet von Bretigny** hatte bereits eine Niederlassung in diesem Lande, jedoch mit so schlechtem Fortgange, versuchet, daß es ihn das Leben gekostet. Der Abt **Marivan**, Doctor der Sorbonne, **Roiville** ein Edelmann aus der Normandie und der Abt von **Boulaye** waren die Häupter der neuen Gesellschaft, (*) sie waren aber nicht glücklicher. Im December 1653 bliebe von der ganzen Gesellschaft nichts übrig in Cayenne, als die Körper von vier bis 500 Mann, die daselbst ums Leben gekommen waren, und ihr Vorrath von Geschüz und andern Nothwen-

(*) Ihre offene Briefe sind vom J. 1651.

wendigkeiten, in welche Erbschaft sich die Wilden theilten. **La Barre** erneurte diese Gesellschaft wieder, seine Patente sind vom October 1663. Jedoch sie bestund nicht lange; dann im folgenden Jahre wurde die königl. Handlungsgesellschaft von Westindien errichtet. Die Französischen Inseln wurden von ihren Eigentümern, an die sie von der vorigen Gesellschaft überlassen worden, wieder eingelöset. Der **Maltheserorden** bekam den Kaufpreis wieder, alle Gestattungen wurden wiederruffen und die Patente den 11 Jul. 1664 ausgefertiget. Ungeachtet ihre Freiheiten groß waren, so bestund sie nicht länger als ungefähr 9 Jahre. Denn 1674 brachte der König alle Länder, Inseln und Besizungen, so er ihr überlassen, an sich, verleibte sie seinen Domainen ein und bezahlte den Antheilnehmenden ihre Actien. (*) Diese so schleunige Widerrufung entstund nicht gänzlich aus dem Unvermögen der Gesellschaft, sich zu unterhalten. Denn ob sie gleich während des mit den Engländern geführten Krieges großen Verlust erlitten, und genöthiget worden war, mehr

Königl. Handlungsgesellschaft von Westindien, wird auch wieder aufgehoben.

(*) Die Geschichte der Französ. Handlungsgesellschaften ist zwar schon im 2ten Theil S. 118. ff. angeführt worden, wir haben aber um des Zusammenhangs willen nothwendig einiges wiederholen, vieles aber auch von neuem hinzuthun müssen.

mehr als eine Million aufzunehmen, auch ihr Ausschliessungsrecht in Ansehung des Handels nach Afrika zu veräussern; so blieb sie dessen ungeachtet noch in sehr gutem Stande.

Bewegründe dazu. Weil sie aber eigentlich blos deßhalb errichtet war, den Handel von Westindien, so sich die Holländer unvermerkt zugeeignet hatten, in der Franzosen Hände zu spielen; so schiene sie ferner nunmehro nicht nöthig zu seyn, indem diese Absicht war erreicht worden. Die Französischen Negocianten, denen die Gesellschaft Erlaubniß ertheilet, nach den Antillen und Canada zu handeln, hatten darin eine so große Annehmlichkeit gefunden, und diese Fahrten waren ihnen so wol bekommen, daß man nicht leicht besorgen dürfen, daß sie jemalen an fremde Nationen gelangen würde.

Nun wollen wir alle diese Inseln, nämlich die **Französischen Antillen**, nach einander vorstellen, in der Ordnung der Niederlassungen, wovon man im vorhergehenden einen allgemeinen Begriff gegeben hat. Wir solten zwar von St. Christoph, als der Quelle aller Englischen und Französischen Besizungen auf den Antillen anfangen, weil wir aber schon vieles davon angeführt und diese Insel seit dem Utrechter Frieden ganz in der Engländer Händen ist, so wollen wir die völlige Beschreibung davon verspa-

ren,

ren, bis wir an die Engländischen Pflanzstädte auf den Antillen kommen. St. Christoph war freilich die erste Französische Pflanzstädte, sie gieng aber auch am ersten wieder verlohren. Guadaloupe war die zweite, nun ist sie auch dahin und die zweite, so in der Engländer Hände gekommen. Weil aber ihr Besiz erst durch einen Friedensschluß muß bestätiget werden, so können wir sie unterdessen noch als eine Französische Colonie betrachten.

Drittes Capitel

von der Geschichte, Besiznehmung, Verwüstung und endlicher Eroberung der Insel Guadaloupe durch die Engländer.

Guadaloupe von Colombo entdekt,

Guadaloupe, so die **Caraiben**, oder die ersten natürlichen Einwohner **Caracucira** nannten, wurde von Colombo Montags den 4ten Nov. 1493. entdeckt, und zum Angedenken einer Kirche in Catalonien also genennet, welcher Name ihr bis daher geblieben ist. Colombo fuhr den 10 April 1496 noch einmal daselbst vorbei und nahm von der Insel frisch Wasser auf. Es geschahe aber weiter keine besondere Niederlassung

lassung von Seiten der Spanier daselbst, sondern da sie sich nur auf den großen Antillen und dem festen Lande ausbreiteten, so segelten blos ihre Flotten daselbst vorbei und versahen sich mit Wasser. Die Wilden blieben also in ruhigem Besiz, bis und dann die Franzosen den 8ten Junii (*) 1635 unter ihren beiden Befehlshabern dem Olive und dû Plessis daselbst ankamen, wie schon oben erwähnt worden. Olive war ein kühner Mann und einer der vornehmsten Einwohner von St. Christoph, folglich kann man den eigentlichen Ursprung der Bevölkerung von dieser Insel herleiten, obgleich durch Vorschub der Kaufleute von Dieppe die meisten aus Frankreich kamen. Sie hatten das Unglück, oder machten den Fehler, daß sie an einem der schlechtesten Oerter der Insel landeten, worüber sie in großen Hunger und allerlei Krankheiten fielen. Dis war aber nicht ihr einziger tummer Streich. Sie zogen sich höchst unvorsichtig, den Haß der Caraiben zu, welche ihnen so lange Lebensmittel hätten verschaffen können, bis das Land sie zu ernähren vermocht hätte.

und von den Franzosen bevölkert,

Dû Pl ssis, welcher bei dem Anblick der Trübsalen der Colonie von Schmerzen

(*) Die Memoires des Commissaires de sa Majesté très chretienne sagen den 28 Junii.

zen gerührt wurde, starb den siebenden Monat nach seiner Ankunft. (*) Man giebt ihm eine liebenswürdige Gemüthsart, nebst einer Klugheit, welche seinem Collegen fehlte. Das hochmüthige Wesen des **Olive**, welcher allein Statthalter blieb, und sein hiziges Temperament, hatten den Krieg unter den Franzosen und Caraiben noch heftiger gemacht, und mußten nothwendig diese anwachsende Colonie zu Grunde richten. Er verjagte diese wilden Indianer. Da sie aber nach **Dominique** gegangen und deren Einwohner auf ihre Seite gezogen; so kamen sie viel stärker wieder, als sie weggegangen waren. Dieser Krieg dauerte vier Jahre lang. Die Colonie, welche stets auf dem Puncte ihres Untergangs stund, sah sich durch den üblen Ruf, worein sie gerathen war, noch mehr mit ihrem Verfall bedrohet.

die aber im Anfang unglücklich sind,

Olive aber verlohr das Gesicht und bald darauf auch das Leben, welchem die Compagnie den Hr. **Aubert** zum Nachfolger gab. Die Klugheit dieses neuen Statthalters rettete die Franzosen, indem sie in ihren Wohnpläzen einen Frieden herrschen ließ, welcher den Handel wieder beseelte und

durch Aubert wieder in Aufnahme,

(*) Die Sammlung der Reisbeschreibungen sezt den 7den Tag, so aber falsch scheinet, dann in so kurzer Zeit kann das Elend nicht so weit gekommen seyn.

und ihnen den Ueberfluß brachte. Nach der Zeit hat diese Colonie ein noch weit besseres Ansehen bekommen. Denn sie ist mit hinreichenden Einwohnern besezt worden, welche schöne Häuser erbauet und die Handlung dergestalt empor gebracht haben, daß sie eine der wichtigsten französischen Handlungen der antillischen Inseln geworden.

durch die Engländer aber ihrem Verfall aufs neue nahe gekommen.

Jedoch die Engländer stöhrten ihren Wohlstand zu zweimalen, wodurch die Colonie fast aufs äusserste gebracht worden. Als sie im J. 1691. unter den Generals **Codrington** und **Thornhill** die Insel **St. Christoph** den Franzosen abnahmen, und sie noch überdiß aus **St Martin** und **Bartholomäi** vertrieben, so dachten sie ihnen durch Hinwegnehmung der Inseln **Guadaloupe** und **Martinique** in den kleinen **Antillen** vollends den Garaus zu machen. Die erste Unternehmung auf **Guadaloupe** geschahe im October eben desselben Jahrs. Der Admiral **Wright** wurde mit 6 starken Kauffartheischiffen, die zu **Barbados** als Kriegsschiffe ausgerüstet worden, verstärkt, und auch mehr Mannschaft unter den Obristen **Boteler** und **Salter** herbeigebracht und zu **St. Christoph** versammelt: allein der Admiral **Wright** wurde beschuldiget, daß er seine Pflicht sehr nachlässig beobachtet, und daß er aus Eifersucht gegen den General **Codrington**, oder aus Furcht vor den

Franzosen das Unternehmen auf Guadaloupe verhindert habe. Er trug keine Sorge, die See von den französischen Capers, die die Englischen Inseln in die größte Verlegenheit sezten, zu befreien; und was er zu Guadaloupe verrichtete, verdienet kaum angemerkt zu werden, ob er schon eine gute Flotte hatte, die wol ausgerüstet und mit Mannschaft versehen war. Er und der General Codrington (wie ein ansehnlicher Mann damals an einen seiner Freunde schrieb) (*) verliessen Guadaloupe ohne einige Ursache, ausser ihrer Eifersucht und Furcht vor der französischen Flotte; da wir doch noch dreimal so viel Volk hatten, als die Franzosen. Sie liessen ihre Mörser hinter sich. Und die Franzosen verliessen es auch zu gleicher Zeit, weil sie nicht anders meinten, als daß wir Martinique angreifen wolten: also daß ein jeder, der nur gewolt, die Insel eine Weile besizen können. Dieser Kriegszug ist einer von den unverantwortlichsten von dem ich jemals gehört habe. Wright wurde auch wegen seiner Nachlässigkeit und Zaghaftigkeit als ein Gefangener nach England gesandt.

Die zweite Unternehmung gegen Guadaloupe lief etwas besser ab. Der junge Codrington, ein Gelehrter und ein guter Ge- Zweite Unternehmung der Engländer gegen Guadaloupe.

(*) S. das Brittische Reich in Amerika S. 1155.

General, folgte seinem Vater in der Statthalterschaft zu **St. Christoph.** Als der Admiral **Bembow** mit einer Flotte bei den Inseln angelangt und seine Leute daselbst einquartirt, so rüsteten sich die Englischen Colonien durch Ausschickung ihrer Caper und Errichtung eines Regiments auf eine neue Unternehmung wider **Guadaloupe.**

Den 7 März 1702 kam der General mit der Land- und Seemacht bei der Insel Guadaloupe zu stehen. Die Franzosen schossen von dem Ufer auf sie, tödteten aber nur einen Mann und verwundeten einen Knaben. Die Flotte gieng ab und zu, bis den 10ten, weil sie die Ankunft eines Kriegsschiffes und einige andere kleine Schiffe, die bei **Marie galante** lagen, noch erwartete. Als sie anlangten, landete der Gouverneur gegen Nordwest der Insel mit einiger Mannschaft und zerstörte einige Pflanzungen.

Den 12ten landete der Obriste **Byam** mit seinem Regiment, und noch einem Haufen von 200 Mann, bei anbrechendem Tag an einem Ort, les petits oder vieux habitants genannt; wo sie einigen Widerstand fanden, aber den Feind bald zum Rückzug nöthigten.

Um 9 Uhr des Morgens landete der Obriste **Whetham** mit ungefähr 800 Mann mehr in einer Baye, nicht weit vom vorigen Orte, Baillif genannt, wo er nachdrück-

drücklichen Widerstand von der ganzen feindlichen Macht, die sich hinter eine sehr gute und vortheilhafte Brustwehr postirt hatte, antraf. Diese feuerten mit großem und kleinem Geschüz ohne Unterlaß auf die Engländer weil sie landeten, insonderheit aber auf eine recht grimmige Weise nach der Flagge. Dem ungeachtet, ruckten die Engländer tapfer hinauf bis an die Schanzen, mit geschultertem Gewehr, ohne einen Schuß zu thun, bis sie so weit hinan kamen, daß sie die Mundlöcher von ihrem Gewehr auf die Spize der feindlichen Brustwehre legen konten. Sie verlohren aber 3 Hauptleute an der Spize ihrer Grenadiers, noch ehe sie sich der ersten Brustwehr bemeistern konten. Der Obriste Willis that sich besonders hervor. Um Mittag hatten sie sich aller Aussenwerke des Feindes bemeistert. In einer Stunde hernach wurde die Stadt Baillif, wie auch die Jacobiner-Kirche, welche bevestigt war, und 10 Canonen erobert. Um 2 Uhr Nachmittags nahmen sie eine Schanze ein, wo die Franzosen 3 Canonen hatten, und eine Redoute mit einer Canone. Zu Nacht griffen 400 Mann und das Regiment Seeleute die Jacobine-Pflanzung und die Brustwehr längst des Jacobin-Fusses an, welches die stärkste und vortheilhafteste war, welche sie nach 2 Salven eroberten. Des folgen-

den Tags marschirte der General ohne allen Widerstand, ausser dem Feuer der Canonen, auf Basseterre und nahm von dieser Stadt Besiz, woselbst sie eine Woche blieben und immittelst immer Partheyen aussandten, der Einwohner Häuser, Zuckerwerke, Pflanzungen und Lebensmittel zu zerstören. Sie belagerten das Fort von Basseterre und rückten bis auf einen Pistolenschuß gegen dasselbe an und auf einen Mousketenschuß gegen das Castell, welches 16 Canonen zur Batterie aufgeführt hatte. In diese Forts flüchteten sich die Einwohner mit ihren Familien und besten Sachen und überliessen das ganze offene Land der Engländer freiem Willen, die alles verheerten und verbrannten, auch selbst Basseterre. Aber alle diese Vortheile wurden durch einige Zwistigkeiten unter den Befehlshabern fruchtlos gemacht; jedoch der tapfere Widerstand der Franzosen und die Krankheiten, so unter den Engländern einrissen, waren die Hauptursachen, die den General nöthigten, seine Leute, nachdem sie der Eroberung dieser Insel so nahe waren, wieder einzuschiffen.

Müssen abziehen.

Franzosen erhohlen sich wieder.

Die Franzosen stellten nach der Engländer Abzug alles wieder in gehörige Ordnung, bauten sich wieder an, bekamen Zuschuß und Leute aus Frankreich, machten mehrere Befestigungen: mit einem Wort die Insel

sel erholte sich dergestalten wieder, daß diese Pflanzstadt eine der blühendesten in ganz Amerika wurde. Dis daurte bis auf die gegenwärtige Zeit, da der Krieg in Amerika von neuem angieng.

Ihre Handlung wurde gesperrt, die Bedürfnisse mangelten, die Engländer nahmen eine Menge Schiffe hinweg, die von Guadaloupe beladen ausfuhren. Sie wolten auch neutralen Schiffen, besonders den Holländern keinen Eingang noch viel weniger Zufuhr verstatten. Der Zucker, der Indigo, die Baumwolle und andere Waaren blieben entweder liegen, oder fielen sie meistens auf den Schiffen in der Engländer Hände. Als diese im vorigen Jahre so glücklich waren den Franzosen **Capbreton**, gleichwie auch die Insel St. **Johann** bei dem **Laurenzischen** Meerbusen wegzunehmen, die Garnison zu Kriegsgefangenen zu machen und ihre Flotte daselbst in dem Hafen bei Louisburg zu verderben: so war mit Anfang dieses Jahrs ihre Hauptabsicht die Franzosen nicht nur auf dem festen Lande in Canada selbst anzugreifen, sondern auch zur See in den Antillischen Gewässern ihnen einen Streich beizubringen, um die französische Handlung wo möglich in Westindien ganz zu zernichten.

Neuer Unstern und gänzliche Eroberung dieser Insel von den Engländern.

1758.

Zu dem Ende wurde von London aus dem Commodore **Moore** Ordre zugesandt noch

im vorigen Jahre um **Martinike** herum zu kreuzen, dann eigentlich war es zu erst auf diese Insel abgesehen, und die Zufuhr aus **St. Eustache** auf alle mögliche Weise zu verhindern. Er bloquirte auch wirklich den Hafen von Martinike, und legte sich so sicher vor Anker, daß ihm weder das Wetter, noch das Geschüz des Forts **St Pierre** schaden konte. In dieser Stellung erwartete er die Flotte des Admiral **Hughes** nebst 4 Schiffen von der Linie zu seiner Verstärkung. Der Chef d' Escadre Hughes segelte auch wirklich den 12. Nov. von Spitehad ab. Der Sammelplaz der Flotte solte an der Insel **Dominike** seyn, welche zwischen Martinike und Guadaloupe liegt, und die bequemste Gegend zu einem Angriffe auf die zwo leztern Inseln ist.

Der Entwurf zu dieser Unternehmung soll von dem Capitain **Schuldham** gemacht worden seyn, welcher auf dem Kriegsschiffe, der Warwik, durch eine Französische Escadre genommen und gefänglich nach Martinique gebracht worden. Während der Zeit, als er sich allda befand, hatte er die Freiheit auf sein Ehrenwort in der Stadt von **St Peter** herum zu gehen. Er machte hiebei seine Betrachtungen über die Stärke ihrer Befestigungen und die leichteste Art, den Plaz mit Nuzen anzugreifen. Als der Capitain ausgewechselt war, theilte er dem

Moo-

Moore seine Anmerkungen mit. Dieser schickte ihn so fort nach England mit starken Empfehlungen an den Minister **Pitt**. Sein Entwurf wurde in dem Staatsrathe des Königs untersucht und genehmiget. Man verlohr nicht einen Augenblick denselben auszuführen.

Die Königliche Flotte langte hierauf den 15. Jan. 1759. vor **Portroyal** auf **Martinique** an Den 16. stiegen die Trupen ans Land, nachdem die Flotte die Batterien der Franzosen demontirt und ihre Retrenchements forcirt hatte. Den 17. verlangte der General **Hopson**, daß man die schwere Artillerie ausschiffen, oder wenn es nicht möglich wäre, die Barquen zur Zurückführung der Trupen bereit halten solte; dieses leztere geschah gegen Abend. Den 18. schlug der General **Hopson** vor, St. Pierre ohne Zeitverlust anzugreifen. Den 19. untersuchte Hr. **Moore** die Küste, und fand, daß sich die Kriegsschiffe dabei sehr ruiniren würden, er schlug also vor, **Basseterre** auf der Insel **Guadaloupe** anzugreifen. Hr. **Hopson** nahm den Vorschlag an, und den 22. kam die Flotte vor Guadaloupe zum Vorschein. Die Hauptstadt derselben ward so befestigt befunden, daß der General-Ingenieur urtheilte, die Eroberung sey durch Schiffe nicht möglich. Der Admiral **Moore** fieng aber doch den 23.

den Angriff an, und des Abends hörten alle Batterien der Stadt und des Forts auf zu spielen. Indessen konten die Trupen nicht eher als den 24. ans Land treten, und da sezte sich Hr. Moore in Besiz der Stadt und des Forts, ohne Widerstand, indem der Gouverneur die vornehmsten Einwohner und bewafneten Negers sich ins Gebirge geflüchtet hatten. Die Bomben hatten die Stadt in Feuer gesezt, so, daß viele Häuser mit ihren Effecten und ungemeinen Schäzen im Rauch aufgegangen. So wol der Admiral, als General, haben die Tapferkeit ihrer Untergebenen nicht genug hiebei loben können. Sie haben nur 39. Todte und 77. Verwundete bekommen; wovon 69. bei dem Angriff von Martinique darauf gegangen, woselbst auch die Englischen Schiffe einigen Schaden gelitten.

Die Hauptstadt von Guadaloupe wird zum zweitenmal verbraüt.

Die Trupen, welche zu dieser Unternehmung gebraucht worden, mögen in allem 4000. Mann ausmachen. Jedoch hat man mehr als 1500. zu **Barbados** und am Bord der Flotte krank zurük lassen müssen. So bald die Flotte herbei segelte, so steckten die Franzosen bei 30. Kauffarteischiffe und Capers in Brand, die in dasigem Hafen lagen. Die ausgestiegenen Trupen lagerten sich in der Nachbarschaft der zerstörten Stadt. Der Französische Gouverneur, der sich ins Gebirge mit den seinigen geflüch-

flüchtet, wurde ohne Aufenthalt aufgefordert, man ließ ihm zu seinem Entschluß einige Zeit, er erklärte sich aber sich auf den lezten Mann zu wehren. Indessen fiengen die Krankheiten auch unter den Engländern an Leute hinweg zu raffen: daher der Admiral **Coates** mit 8. Kriegsschiffen von **Jamaica** aus unter Segel gegangen um den Admiral **Moore** bei Guadaloupe zu unterstüzen, welcher auch bereits von den **Barbadischen** Inseln und von **Antigoa** aus Verstärkung erhalten, um so wol **Guadaloupe** vollends zu erobern, als auch Martinique von neuem anzugreifen, woselbst an Lebensmitteln und Munition kein allzugroßer Ueberfluß, auch nur 2300. Mann regulirter Trupen und 7. bis 800. Mann Landmiliz vorhanden seyn sollen, welche noch dazu mit kleinen Stücken nicht wol versehen seyen, als welche man auf die Capers vertheilet habe, wie die neuern Nachrichten sagen. Die Trupen, so auf Guadaloupe campirten vermehrten sich endlich auf 6000. Mann, worüber der General Barrington das Commando erhielt. Jedoch gab der Admiral **Moore** dem Hofe zu London zu erkennen, daß er zu weitern Unternehmungen noch mehr Verstärkung nöthig hätte. Man nahm auch gleich den Entschluß den Capitain **Tyrel** mit 9. Kriegsschiffen noch dahin abzufertigen, und ihm

1800. Mann Landtrupen 100. Bombardiers, auch eine doppelte Anzahl Seesoldaten, nebst einer Menge Schaufeln, Sturmleitern, Schanzkörbe, Schubkarren und Arbeitsleute mitzugeben.

Die ganze Insel erobert,

Moore und **Barrington** erwarteten aber diese Hülfe nicht, sondern trieben die Franzosen von einem Retrenchement zum andern. Die Schwarzen erregten hierüber einen Aufstand, man konte sie nimmer zusammen halten, daher liefen sie haufenweise zu den Engländern und zeigten ihnen alle Wege und Steige. Bis auf den 26. April hatten sich die Engländer aller Forts bemeistert, das allerfesteste Fort **Louis** genannt, verbrannten sie auch. Endlich capitulirte der Gouverneur Dürteil und die Einwohner der Insel den 1. Mai. Nach dem Inhalt der weitläuftigen Capitulation ist dem Gouverneur und den Trupen der freie Abzug mit allen Kriegsehren, den Einwohnern aber, die sich unter Englischen Schuz begeben, der Genuß ihrer Freiheit, Güter und Habseligkeiten versichert worden. Der General Barrington hat die Landtrupen, die ohne weiteres zuthun der Flotte, ausser dem Schif **Rebuk**, die Eroberung geendiget, alles Lob beigelegt, absonderlich die Generals **Clavering** und Crump sehr erhoben.

Eine Stunde nach Unterzeichnung der Capitulation kam ein Expresser im Französischen

sischen Lager an, mit der Nachricht, daß 600. Mann regulirte Trupen, 2000. Baucariers (*) und für 2000. Mann Waffen, Artillerie und Munition unter der Befehlsführung des Hr. **Beauharnois** und der Begleitung der Escadre des Hrn. **Bompart** zu St. *Anna* gelandet hätte; auf die Nachricht aber, daß die Capitulation bereits schon geschlossen sey, hat sich dieser Succurs wieder zu Schiffe begeben. Der Admiral **Moore** ist zwar darauf der Französischen Escadre nachgesegelt, hat sie aber nicht einholen können, sondern zu **Portroyal** 9. Schiffe und 3. Fregatten stark einlaufen sehen. Der Admiral von **Bompart** ist im Jenner von **Brest** abgegangen, um den Antillischen Inseln zu Hülf zu kommen, er kam aber zu spät und mußte sich in **Martinique** bloquiren lassen.

Die Franzosen schäzen inzwischen den Verlust von **Guadaloupe** so hoch, oder höher, als den von **Capbreton**, obgleich dieses die Thüre zu **Quebek** und ganz Canada geöfnet hat, woher man den wichtigsten Nachrichten entgegen siehet.

So bald man in London die vergnügte Nachricht von der Eroberung Guadaloupe er-

(*) Vielleicht sind diese Baucariers eigentlich Boucaniers aus der Insel St. Domingo, daß es also ein Druckfehler in den öffentlichen Zeitungen gewesen.

erhalten, so schickte man etliche Transport-schiffe mit Trupen und andern Bedürfnissen dahin, um die Forts wieder herzustellen und alles in gehörige Ordnung zu bringen, damit man wider alle Anfälle auf guter Huth seyn möchte. Es wird auch nicht an neuen Einwohnern von Seiten der Engländer fehlen, da einige ihrer Inseln mit Einwohnern fast übersezt sind.

Nur diß ist noch anzufügen, daß nach der Landung auf **Guadaloupe** die Engländer keinen sonderlichen Verlust weiters gehabt, als 11. Todte, so erschossen worden, 21. Verwundete und 22. an Krankheiten verstorbene, folglich müssen die Krankheiten nicht so gar heftig gewesen seyn.

gleich wie auch Mariegalante.

Bei dieser Erobrung blieb es nicht. Der Admiral **Moore** bemeisterte sich auch noch der Französischen Insel **Marie galante**, welches den Engländern einen großen Vortheil über die Franzosen in **Martinique** giebt, als welche Insel nahe dabei lieget. Da nun der Capitain Tyrrel mit seiner Flotte wird angelangt seyn, so wird man bald etwas neues von Martinique hören. Die Nachricht von der Erobrung **Marie galante** ist vom 7. Mai aus Jamaica eingeloffen.

Nachdem nun die Geschichte der Insel von ihrer Entdeckung an bis auf die neuesten Zeiten vorgelegt worden: so wollen wir sie selbst nach ihrem innern Zustande beschreiben.

Vier-

Viertes Capitel.

Die Beschreibung von Guadaloupe, ihrer Lage, Grösse, Beschaffenheit und Handlung.

Bei dem Mangel der regelmässigen Beschreibungen, absonderlich der Französischen Antillen, hat man keiner andern Art zu folgen, als daß man mit der alten Beschreibung anfängt und hernach alle die Beobachtungen beibringt, die in den spätern Nachrichten zerstreut gefunden werden. Von den Engländern hat man den **Joh. Laet** und **Richard Bloom**, die aber sehr kurz und unvollständig gewesen. **Rochefort** ist hernach der ältiste, so von den Antillen geschrieben: aber er widerspricht sich öfters und ist sehr unbeständig und unzuverlässig. **Dü Tertre** ist viel genauer: allein da er im vorigen Jahrhundert schrieb, wo die Bevölkerung der Inseln noch nicht so nahmhaft war, und da er bei der Erd- und Naturbeschreibung sehr kurz ist; so kann man auch nicht gar viel erhebliches zusammen lesen. Der Pater **Labat** in seinen neuen Reisen nach den Antillen ist hie und da ungemein ausführlich, so, daß er oft alle seine Mahlzeiten beschreibt; hingegen fährt er oft über die wichtigsten Gegenstände weg und ist voller Unordnung, obgleich seine

Mangel der regelmässigen Beschreibungen.

ne Nachrichten sehr practisch sind. Er hat zu Anfang dieses Jahrhunderts seine Reisebeschreibung nach den Antillen verfertiget. Wir wollen sehen, daß wir aus diesen allen das merkwürdigste zusammen lesen und in eine so viel möglich anständige Ordnung bringen, bis wir etwa aus den neuesten Englischen Nachrichten einen Nachtrag thun können.

Lage und Größe der Insel Guadaloupe.

Die Lage von **Guadaloupe** wird sehr verschieden angegeben, gleichwie auch ihre Größe. **Dû Tertre** sezt sie in 46. Grad Norderbreite, so offenbar falsch. Neuere Reisende sezen sie 16. Grad 20. Minuten. Nach des d'**Anville** Charte vom Mexikanischen Meerbusen scheint sie auch wirklich diese Lage zu haben, obgleich diese Maasen bei einer großen Insel nach dem Unterschiede der Oerter, wo sie genommen werden, unterschieden seyn können.

Haupt-Eintheilung der Insel.

Was man hier als eine einzige Insel vorstellet, bildet in der That zwei Eilande, die durch einen kleinen Arm von der See, welcher sie von Osten nach Westen durchgehet, in zween Theile getheilet sind. Der eine so gegen Europa, oder gegen Osten liegt, heißt **Grande terre**, das große Land, weil es größer seyn solle, als der andere Theil, obgleich nach **Bellins** Charte kein sonderlicher Unterschied ist. Der andere Theil gegen Westen heisset eigentlich **Guadalou-**

daloupe, weil er zuerst entdecket und bevölkert worden. Dieser Theil wird wieder in Cabesterre und Bassetterre, oder in das obere und niedere Land eingetheilt, wie auf allen kleinen Antillischen Inseln. Diese daselbst so gebräuchliche Namen müssen erklärt werden. Man versteht durch den ersten dasjenige Stück einer Insel, welches nach Morgen liegt, und stäts durch die ordentlichen Winde erfrischet wird, welche von Norden nach Ost-Südost umlaufen. Das niedere Land, oder Bassetterre ist das entgegen gesezte Stück. In diesem lassen sich die ordentlichen Winde nicht so sehr empfinden; die Berge, so gemeiniglich mitten auf den Inseln sehr hoch, halten sie zurück. Es ist folglich viel heisser: zu gleicher Zeit aber ist das Meer daselbst viel ebener, viel geruhiger und zum Ankern und Befrachten der Schiffe viel bequemer. Gemeiniglich sind die Küsten daselbst auch niedriger als zu Cabesterre, wo sie meistentheils aus hohen Gestaden bestehen, gegen welche das Meer schlägt, und sich mit Heftigkeit bricht, weil es ohne Aufhören durch den Wind dahin getrieben wird. Man siehet hieraus die verschiedenen Climata dieser Inseln, die zur Manchfaltigkeit der Pflanzen ungemein beförderlich sind. Ob gleich alle Antillen unter dem heissen Erdgürtel liegen, so kann man doch eine verschiedene

Cabesterre und Bassetterre was sie bedeuten.

und zum Theil recht gemässigte und frische Luft geniessen, die man immer frischer findet, je höher man wohnet.

Größe der Insel.

Das **große Land** soll nach **Labat** 35 Seemeilen im Umfange haben, und beide zusammen ungefähr 90, so aber zu viel scheint. Dü Tertre gibt Guadaloupe nur 45 Seemeilen im Umfang, welches zu wenig vor beide Eilande und zu viel vor eines ist. Nach Bellins Charte in der **Samml.** der **Reisebeschreibungen** ist das **große** Land, wo es am längsten und breitesten, 14 Meilen lang und 5 breit, der andere Theil, so eigentlich **Guadaloupe** heist, ist 12 und eine halbe Meile lang und 7 und eine halbe breit; wodurch die Länge von beiden 33 gemeiner Reisestunden und die Breite 16 solcher Stunden ausmacht, die Seemeile nämlich zu fünf Viertelstunden gerechnet, da 20 auf einen Grad gehen, ein Grad aber 25 Reisestunden enthält. Dieß kommt mit den neuesten Nachrichten aus England ziemlich überein, die der Insel 70 Englische Meilen d. i. 35 Reisestunden zur Länge, und zwischen 50 und 60 Meilen Breite geben, so etwas zuviel seyn möchte.

Gesalzener Fluß.

Wir wollen mit der Beschreibung des Seeflusses anfangen, der beide Eilande von einander scheidet. Sie sind daselbst am schmalsten, und das Meer macht auf beiden Seiten einen Busen, der gegen Nordwest heißt

heißt der große Sack, (*) und der gegen Süd-Ost der kleine Sack. Die Breite des Seeflusses an seiner Mündung gegen dem großen Sack ist ungefähr 50 Toisen. Sie nimmt darauf ab und hat an einigen Orten nicht über 15 Toisen. Seine Tiefe ist eben so wenig gleich. **Labat** fand, daß er an einigen Orten ein Schiff von 500 Tonnen tragen konte, und daß an andern nicht leicht eine Barke von 50 bei niedriger Ebbe hinüber gehen würde. Weil aber seine Breite durch die **Manglen**, oder **Paletuvenbäume**, welche seine Ufer bedecken, zusammen gezogen wird: so würde man vielleicht mehr Wasser darinnen finden, wenn diese Länder umgerodet würden. Allein **Labat** hat ehedessen nicht gerathen, solches eher zu unternehmen, als bis das Land beim großen Sack genug bevölkert sey, um sich vor den Einfällen der Engländer zu vertheidigen, die häufig geschehen würden, wenn sie mit großen Schiffen in den gesalzenen Fluß hinein fahren könten.

Sonst machet er eine angenehme Abschilderung von diesem Fluße. Die Schiffart auf solchem, sagt er, ist allerliebst. Das Wasser ist hell, ruhig und stets so eben, wie ein Spiegel. Er ist mit sehr hohen Mang- *Manglebäume an dessen Ufer.*

(*) Ein Sack, oder cul de sac ist auf den Inseln sehr gewöhnlich, und heißt so viel, als eine Bucht.

Manglen besezet, deren Schatten daselbst eine liebliche Kühle gibt. Diese Bäume wachsen im Ueberfluß auf den Inseln. Wenn sich ihre Aeste am Ufer ins Wasser hängen, welches häufig geschiehet, so sezen sich durch den Meerschaum die jungen Austern daran, die immer größer werden und folglich auch die Aeste weiter hineinziehen, so, daß wenn man hernach einen solchen Ast abhauet, so findt man ihn voller Austern, daß sie also hier recht auf den Bäumen wachsen. Der gesalzene Fluß ist von einer Mündung zur andern über zwo Meilen lang. Der Grund um diesen Fluß her ist vortreflich; er gehörte ehedessen bis an den großen Goyavenfluß dem ehmaligen Besizer **Houel** und
1707. wurde unter dem Namen **Houelsburg** zu einem Marquisat erhoben, obgleich noch kein Dorf darinnen war. Die Gegend wird von zween kleinen Bächen gewässert, die in den gesalzenen Fluß fallen, und einen kleinen Wasserfall verursachen. Die Bequemlichkeit an einem so heilsamen Orte süß Wasser zu finden, hat gemacht, daß man ihm den Namen der schönen Wirthin gegeben; man sieht daselbst zween große Bäume, auf deren Rinde die Vorbeireisenden ihre Namen einschreiben. Der Boden (*) ist mit Gehölzen bedecket, ausser ei-

(*) Wir verstehen hier nur die Seite von dem

einer **Savannah** (**) von 4 oder 500 Schritten gegen den kleinen Sack, welcher von dem Fluß der **Ecke** bis an die Spize **Guign' au-Went** sich erstrecket.

Nun wollen wir **Guadaloupe**, oder das westliche Eiland, nach seinen Kirchspielen, oder Vierteln, in die es eingetheilt wird, durchgehen: wir wollen das niedere Land zuerst beschreiben. Der Anfang soll von dem Hauptort **Basseterre** und dessen Kirchspiel geschehen. Er liegt an der südlichen Küste, hat einen guten Hafen und wird von einem Fort vertheidiget, welches auf einem erhabenern Boden, als die Stadt, lieget, und wird gegen Südost von dem **Gallionenflusse** begrenzet, welcher an dem Fuß einer Reihe sehr hoher und steiler Felsen hin fließt, worauf die Mauren des Forts stehen. Die Südwestseite geht nach dem Mee- Kirchspiel Basseterre.

E 3

Fluß, die gegen Westen auf Guadaloupe lieget, welchen Namen wir nur dem einen Eilande beilegen zum Unterschied vom großen Lande.

(**) Der Name Savannah kommt auf den Inseln oft vor, daher muß er erklärt werden. Er bedeutet etwas niedrig eben Land, woselbst indianisch Korn von selbst wächst. Eigentlich sind es Waidpläze, wo das Vieh waidet und vortreflich Futter bekommt. Man muß sie oft abbrennen, weil das Korn und Gras sich zuviel vermischet. Sie haben ein leichtes Erdreich. Bei jeder Zuckerpflanzung muß auch eine Savannah seyn.

Meere zu, wovon es durch den Raum von ungefähr 100 Schritten abgesondert ist, worein man einen Weg gehauen hat, der an das Ufer hinab gehet. Die Nordwestseite siehet nach der Stadt und den Gebirgen zu. Dieses Fort war vor dem nur ein steinern Haus, welches der Eigentümer der Insel, Houel, hatte erbauen lassen, um den Streifereien der Wilden zu widerstehen. Mit der Zeit ließ er vorspringende Winkel vor jeder Seite machen; und das Gebäude, welches viereckigt war, bekam die Gestalt eines Sternes mit 8 Spizen, deren jede sechsthalb Toisen lang war. Man fügete zwo Mauren hinzu, deren eine mit dem Fluß, die andere mit der Stadt parallel lief; man brachte daselbst eine kleine Flanke an, in welcher man das Thor und eine Treppe machen ließ, um auf die Terrasse zu steigen, welche den Eingang in die Zimmer hat. So war die alte Festung beschaffen. Nachher hat man das Haus und die Terrasse mit einer Brustwehre von Erde und Faschinen versehen, an welcher man unten einen Graben in den Felsen, oder in ein Erdreich, welches eben so hart ist, gehöhlet hat. Man hat diese Brustwehr und diesen Graben durch einige vorspringende Winkel bis an den Fuß einer Höhe verlängert, die ungefähr 200 Schritte von dem Donjon entfernet ist, und es durchaus bestreicht.

Fort.

Endlich hat man auf dieser Höhe einen sogenannten Cavalier gemacht, welcher mit Mauerwerk befestiget ist, und viele Schießscharten hat. Die Seite, welche nach der Stadt zu geht, ist 9 Toisen lang, die nach den Gebirgen zu sechsthalb, und die welche mit dem Donjon gleich ist, nur 3. was man Donjon nennt, ist das alte Haus mit 8 Spizen. Man hat auf den Cavalier 8 Canonen gesezt und 3 Stücke auf die Terrasse an der Seite des Donjons. Dieß war zu Labats Zeit alles Geschüz. In dem dicken Gemäuer des Hauses ist eine Cisterne und 2 Pulvermagazine, wovon das eine zum Gefängnisse diente. Die Baraquen der Officiers und Soldaten sind in dem Raume, der sich von der Terrasse nach dem Cavalier erstreckt. Die ordentliche Besazung dieses Plazes war eine Compagnie von der Marine von 50 bis 60 Mann mit 3 Officiers. In diesem Zustand hatte sie 1691 eine Belagerung von 35 Tagen ausgestanden, und dem Stadthalter von **Ragny** Zeit gegeben, von Martinique mit einigen Trupen von der Landmiliz und den Flibüstiers anzukommen, welche die Engländer nöthigten sich zurück zu ziehen, etwas Geschüz und Munition, nebst den Kranken und Verwundeten zurück zu lassen.

Basseterre wurde nach dem Brand wieder aufgebaut. Sie hatte eine lange Stras-

se, welche unter der Höhe anfangt, worauf das Fort lieget, und sich bis an das Ufer des Regenbachs **Billau** erstrecket. Sie wird auf ungleiche Art in zwei Drittheile ihrer Länge durch den **Grasfluß** zerschnitten. Das größte Stück, welches zwischen diesem Flusse und dem Fort ist, behält den Namen **Basseterre**, und dasjenige, was von dem **Grasflusse** bis an den Bach **Billau** ist, heißt der Flecken St. **Franciscus**; weil die Capuciner daselbst ihre Kirche und Kloster haben. Diese beiden Viertel werden von 5 oder 6 kleinen Gassen durchschnitten, und enthalten vier Kirchen. Die Jesuiterkirche ist schön inwendig mit Quadersteinen nebst einem Karniese gezieret. Altar und Canzel sind reich verguldet und von Cedernholz. Zwo Kapellen machen das Creuz. Diese Kirche hat zweimal das Glück gehabt den Händen, oder Feuer der Engländer zu entgehen. Vor dem Einfalle 1691 war das Haus der Jesuiten auf einer Höhe 400. Schritt von der Kirche, wo die schönste Aussicht, eine frische Luft und angenehme Gärten waren. Sie hatten daselbst viel Vieh und Reutpferde, auch ein groß Taubenhaus, dessen Untertheil zum Gefängniß ihrer Sclaven oder Neger diente. Ihr Zuckerwerk war überhalb des Fleckens St. **Franciscus**. Da aber diese Niederlassung 1703. durch die Engländer abgebrannt

brannt worden: so haben sie sich auf der andern Seite des Gallionenflusses angebauet. Ihr Amt ist für die Negern des Gebiethes von Basseterre Sorge zu tragen, dafür sie 24000. Pfund Zucker aus des Königs Einkünften ziehen. Die Carmeliter besorgen die Pfarre zu Basseterre. Ihr Kloster, welches sie seit dem Brande 1691. wieder aufgebauet haben, liegt ein wenig unterhalb des Waffenplazes hinter einer Batterie, welche ihren Namen führet. Das Hospital der Religiosen von der christlichen Liebe ist 200. Schritte unterhalb des Carmeliterklosters. Das Capucinerkloster wurde 1691. auch verschont, weil der Englische General darin wohnte, da es das angenehmste Gebäude war und mehr einem Pallaste, als Kloster gleich sahe. Im Jahr 1703. aber wurde es eben so wenig, als der Jesuiten Haus verschonet. Labat zählte zu seiner Zeit ungefähr 260. Häuser, meistens von Holz, aber sauber gebaut. Dieses ganze Viertel ist auf der Seeseite mit einer Brustwehr von gebackenen Steinen, Faschinen und Erde verschlossen, welche durch Pfähle gestüzt wird. Diese Art von Befestigung fangt bei dem Billaubache an, und geht bis an die Carmeliterbatterie, welche gemaurt ist, von da neun eiserne Stücke die Rheede beschiessen. Von dieser Batterie bis auf den erhabenen Bo-

den, wo das Fort liegt, geht eine große Mauer nebst einigen Flanken und Schießscharten. Sie decket den Waffenplaz und die Häuser, womit solcher umgeben ist. Man sieht eine andere verdeckte Batterie von 3. Stücken auf der Höhe des Forts am Rande des Felsen, und eine andere von 2. Stücken jenseits des Gallionenflusses. Hier haben die Engländer dieses Frühjahr ihren ersten Angriff gethan und in einem Tag diese Batterien demontirt, worauf sie ans Land gestiegen.

Hinter dem Dominicanerkloster steigt man über einen ziemlich hohen Boden, der 8. bis 900. Schritte vom Ufer des Meeres ist, worauf man immer höher gegen die Gebirge in der Mitte der Insel kommt. Jedoch trift man von Zeit zu Zeit ansehnliche Räume von flachem Lande an, in deren einigen sich das Regenwasser sammlet, wovon zween Teiche entstehen, die die einzige Zuflucht vor das Vieh sind in dieser trockenen Gegend, wohin man aber doch frisch Wasser zu bringen den Bedacht genommen.

Kirchspiel und Flecken Baillif.

Das nächste Viertel an Basseterre ist das Kirchspiel und der Flecken Baillif. Der Weg zu Land auf dieser westlichen Küste geht über Berge und Felsen und ist sehr beschwerlich, daher bedient man sich der Canote um nach Basseterre zu kommen. Zuerst trift man den Väterfluß, oder St. Ludwigs-

wigsfluß an, wo die Dominicaner ein Haus auf einer Savannah und ein Zuckerwerk hatten, so die Engländer 1691. zerstörten. Dieser Bezirk war lange Zeit das schönste Viertel der Insel gewesen. Man sah daselbst zween ansehnliche Flecken, einen an dem Ufer des **Väterflusses** und den andern an den beiden Ufern des Baillifflusses. Weil aber der erste zweimal von grimmigen Ergiessungen des Flusses weggeführet worden, welche nur Felsenstücke an seiner Stelle gelassen hatten: so wolten sich die Einwohner nicht mehr diesen Ungemächlichkeiten aussezen. Der zweite hat auch seine Unfälle gehabt. Er wurde 1691. abgebrannt; und als man an seiner Wiederherstellung arbeitete, so wäre er bei nahe mit einem Theile seiner Einwohner vom Wasser verschlungen worden. 1703. ist er zum zweitenmal von den Engländern abgebrannt, aber auch wieder erbaut worden. Wenn man über den **Baillifluß** gegangen, welcher vor dem der kleine Fluß hieß: so findet man einen steilen Morne, (kleiner Berg) an dessen Fusse noch Trümmer von Häusern stehen, die von den Engländern und Ueberströmungen zerstört worden.

Auf der Höhe erkennt man noch die Ueberbleibsel eines alten Forts **Magdalene** genannt. Es ist ein langes Viereck, mit einigen Basteien und einem breiten und tie-

tiefen Graben, so ohne Zweifel in neuern Zeiten wieder wird ausgebessert worden seyn. A. 1691. steckten die Engländer die Gebäude in Brand. Hundert Schritte darunter findet man einen ebenen und um 4. Toisen weniger erhabenen Boden, worauf man eine Brustwehr mit Schießscharten am Rande des Felsen angefangen hatte, welcher nach dem Meere und einer großen Sandbucht zu siehet, des **dicken Franzosen Bucht** genannt. Diese Bucht hat über 500. Schritte von einer Spize zur andern. Sie wird unter dem Winde durch ein großes ziemlich erhabenes Cap begränzt, an dessen Fusse der Fluß **dû Plessis** lauft. Man findet einige alte Schanzen von einem Raum zum andern, von dem Magdalenenfort an bis zu diesem Flusse hinunter.

Der ganze Boden zwischen dem Baillifflusse und dem dû Plessisflusse wird **St. Robertsgebirge** genannt. Der Abhang ist sehr steil. Der Fluß dû Plessis ist nicht über 6. Toisen breit. Er hat viel Abschuß und folglich wenig Wasser. Weil er aber zwischen Felsen und einer Menge Steine lauft: so ist der Durchgang allezeit schwer. Das Wasser ist übrigens vortreflich. Die andere Seite hat eben so hohe Felsen, der Weg aber ist bequemer, weil er auf dem Abhang besser angebracht ist.

Dieser Fluß theilet das **Baillifkirchspiel** von

von der alten Einwohner Kirchspiel, deren Kirche über eine Meile von seinen Ufern ist. Der Weg, so dahin führet, entfernet sich ungefähr 400. Schritte von dem Meerufer. Dieser ganze Boden ist ziemlich eben bis auf die Hälfte der Entfernung des dü Plessisflusses von der Kirche, wo man ein Thal antrift, welches immer weiter wird, nach dem Mase, wie es sich dem Meere nähert, um daselbst eine Bucht zu bilden, welche man **Vadelorge-Bucht** nennet. 500. Schritte von der Kirche findet man einen ziemlich leichten Abhang, an welchem unten eine Ebene ist, 12. bis 1400. Schritte breit, die man den **Einwohnergrund** nennet, und welche durch einen ziemlich starken Fluß gleiches Namens in zween fast gleiche Theile getheilt ist. Die Capuciner haben dieses Kirchspiel zu besorgen.

Kirchspiel der alten Einwohner.

Von dem Fluß dü Plessis bis an den Grund der Einwohner ist der ganze Boden, einige Adern von fetter Erde ausgenommen, für die Zuckerröhre in einem Raume von 8. bis 900. Schritten zwischen dem Meere und der Höhe geblieben; welches nicht hindert, daß man ihn nicht sehr nüzlich zu Baumwollenstauden, Erbsen, Pataten und Manioc anwendet, womit guter Handel getrieben wird. Der Grund der alten Einwohner hat seinen Namen von den ersten angenommenen Leuten, wel-

che

che die Insel bevölkerten und sich in dieses Gebieth begaben, nachdem sie ihre 3. Dienstjahre vollendet hatten, um daselbst ihre Freiheit zu geniessen, ohne länger mit den Dienern der Compagnie vermengt zu werden. Das Land war vor dem noch besser, als jezo; weil die Ueberschwemmungen der Flüsse viel Sand dahin geführt haben. Baumwolle aber nebst Hirse, Erbsen, Pataten und Manioc, welcher daselbst vollkommen schön wächst, geräth noch wohl. Diese Ebene ist über 1000. Schritte tief von dem Meere an bis an den Fuß eines hohen Berges, der sie in zween gleiche Gründe theilet. Der Fluß, welchen man auch der **der alten Einwohnerfluß** genännt hat, fließt in dem Ostgrunde, und der westliche Grund wird durch einen andern Fluß gewässert, welcher **Beaugendre** heißt, dessen Mündung nur ungefähr 600. Schritte von der **Einwohner** seiner entfernt ist. Er fließt an dem Fusse eines sehr steilen Morno, welcher die Ebene an der Westseite schließt. Das Land von diesem Orte an bis an die **Goyaveninsel** ist fast durchgängig so trocken und voller Steine, daß es nur diejenige Art von Bäumen hervorbringt, die man wegen ihrer Härte **Kieselstauden** nennt, und die ganze Insel hat keine rauhere Wege.

Anderthalb Seemeilen jenseits des Beau-

gendre

gendreflusses geht man in ein schmales und tiefes Thal hinab, in dessen Mitte ein Fluß fließt, welcher sich in das Meer am Ende der **Barkenbucht** verlieret. Die Tiefe der Bucht ist eine gute Viertel Meile von den Spizen der Berge, welche sie bilden, bis an das äusserste Ende ihrer Vertiefung in das Land, und ihre Breite ungefähr 400 Schritte bei ihrer Einfahrt. Sie erweitert sich bis auf 600 in ihrer Mitte und endigt sich eirund. Ihre Läge zwischen einem sehr hohen Lande schüzet sie vor allen Winden, ausser dem West Südweste, welcher gerade in ihre Mündung bläst. Der Grund ist überall weisser Sand, rein ohne Klippen; und unter den Felsen am Ufer selbst findet man bis auf 3 und 4 Faden Wasser. Diese Bequemlichkeiten nebst der am Grunde der Bucht, wo das Ufer sanft hinunter geht, ziehen die Seeräuber dahin, um sich zu kalfatern, oder bei dem üblen Wetter zu bergen. In diesem Grunde und an der Ostspize stiegen die Engländer 1691 aus.

Kirchspiel Bouillante, oder Goyave.

Die **Barkenbucht** scheidet das Kirchspiel **Bouillante**, oder **Goyave**, wie es auch von der neben zu gelegenen kleinen Insel heißt, von dem Kirchspiel der **alten Einwohner**. Wenn man über den Grund der Bucht weg ist: so steigt man einen hohen Berg hinauf, nach welchem Absazweise einige kleine Wohnpläze folgen. Der Weg nähert sich nach

nach und nach dem Ufer des Meers durch einen jähen Felsen, wo sich einige Häuser zeigen, welche man das Herzogthum nennet. 1500. Schritte weiter sieht man einige andere, welche das kleine **Dorf** heissen. Dieser ganze Weg ist steinicht und mit vielen Regenbächen durchschnitten: die Erde aber, oder wenigstens das, was man zwischen den Steinen davon entdecken kann, ist fett, schwarz und sehr gut. Ueberhaupt war dieses Viertel zu **Labats** Zeiten, schlecht bevölkert; welches ihm um so viel seltsamer vorkam, weil die meisten Felder daselbst gut, das Wasser überflüssig und sehr rein, die Luft sehr gesund, und doch noch eine grosse Strecke Landes wüste liege. Die Dominicaner haben in diesem Kirchspiel eine Kirche, so die **Goyavenkirche** heißt, und der Pfarrer daselbst eine Wohnung, die Labat als eine der angenehmsten von der Welt beschreibet, so wol wegen der Aussicht über Land und Meer hin, als auch wegen der reinen, frischen und gesunden Luft. Die Einwohner haben ihre Häuser und Kirche mit **Mahotsträuchen** und Schilf so bedeckt, daß man sie nicht sehen kann. Sie pflanzen diese Art Holzung deswegen, damit sie ihnen zur Vertheidigung diene, weil dieses Gesträuch sich so stark in einander flicht, daß nichts durchkommen kann. Zween schmale Fußsteige bewachen sie.

Das Ufer der Bucht ist von dieser Seite, vornehmlich um den Fluß mit Felsen von verschiedener Grösse bedecket, da hingegen alles andere von einem weissen und festen Sande ist, wo man angenehm spazieren gehet. 300 Schritte von der Kirche gegen Osten kocht das Seewasser in einem Raume von 5 oder 6 Schritten auf eine recht seltene Weise. Das Kirchspiel hat auch den einen Namen daher. Man kann in einem Schnuptuche Eier und Fische darinnen absieden. Am Lande gegen dem Aufwallen über hat die Oberfläche des Sandes nicht mehr Wärme, als an den entferntesten Orten. Wenn man aber mit der Hand hineingrabt, so findt man auf 5-6 Zoll schon eine ansehnliche Vermehrung der Hize; je weiter man gräbt, desto mehr nimmt sie zu, daß man die Hand nimmer darin halten kann. Der brennende Sand fangt alsdann an zu rauchen, wie die Erde, welche das Holz bedecket, vovon man Kohlen macht; und dieser Rauch gibt einen unerträglichen Schwefelgeruch.

Heisses und kochendes Seewasser.

Es gibt in dieser Gegend auch Lachen, oder Teiche von 7-8 Toisen im Durchschnitt, dessen Wasser weißlich ist und trüb scheinet. Es wirft unaufhörlich Blasen gegen dem Rand, aber viel grösser und nicht häufig in der Mitte. Dis Wasser ist auch kochend. Wenn man es kalt kostet,

so scheinet es gut zu seyn, ausser daß es einen Schwefelgeschmack hat, wozu man sich leicht gewöhnen kann. Eine dieser Lachen bildet einen Bach, welcher den Schwefelgeschmack verliert, je weiter er von der Quelle fliesset, jedoch behält er immerzu noch etwas davon. Es gibt Sümpfe umher, welche weißlichte Kräuter hervorbringen, die mit einer Art von Schwefelstaube bedeckt sind. Der Sand, welcher von eben der Farbe ist, ist an einigen Orten mit ein wenig Wasser bedeckt, und scheint an andern Orten wie Koth, der anfängt trocken zu werden. An andern scheint er ganz trocken zu seyn. Indessen hat er doch so wenig Festigkeit selbst an denen Orten, wo er am trockensten scheinet, daß die Steine, die man darauf wirft, fast den Augenblick untersinken. Diese Lachen sind sehr gefährlich. Unbekannte, die darauf hin gehen wollen, sind kaum noch gerettet worden, da sie mit abgebrannter Haut an den Beinen noch sind davon gekommen. Man kann nicht zweifeln, daß diese Wasser unter den Händen solcher Leute, die sie recht zu gebrauchen wüßten, nicht sehr heilsam für viele Krankheiten seyn solten.

[Ki]rchspiel der [sch]warzen [Sp]ize, oder [d]er Ebenen.

Von **Bouillante** kommt man in das Kirchspiel der **schwarzen Spize**, oder der **Ebenen**, welches etwas über zwo Seemeilen von der Barkenbucht gegen Norden liegt.

Man

Man thut am besten, wenn man in einem Canot um die Spize Malendure herum fährt. Die Küste hat dort sehr jähe Felsen, deren Zusammenhang nur durch die Oeffnungen der Bäche unterbrochen wird, welche in diesem Viertel sehr häufig sind. Die beträchtlichsten davon sind, der Fluß **Colas**, der Fluß der **kleinen** und der **großen Ebene**, welches zwo große Vertiefungen sind, die von einander durch ein dickes Cap, die **schwarze Spize** genannt, abgesondert werden, dessen Abhänge sehr sanft und von gutem Erdreiche sind. Die kleinste dieser Ebenen ist gegen Osten etwa 6 bis 700 Schritte breit und bis 1200 Schritte tief; die große mag 1000 Schritte breit und noch viel tiefer seyn. Weiter gegen Norden lauft der Fluß **Caille** ins Meer. Der Boden ist zwar etwas steinig, aber doch schwarz, fett und sehr gut. Die Zuckerröhre sind daselbst sehr schön; der Zucker vortreflich und besonders wol gekörnt; das Vieh in gutem Stande, der Manioc dick, schwer und voller Kraft. Diese Bezirke sind auch sattsam bevölkert, und trift man die schönsten Wohnpläze an. Die Küste ist mit den angenehmsten Hügeln und Buchten durchschnitten.

Das Kirchspiel Ferry stoßt gleich daran. Es hat den Namen von einer Bucht, die man die **Ferry-Bucht** heißt, über welcher ein

Das Kirchspiel Ferry.

ein Fluß gleiches Namens. Die Bucht ist anmuthig und gegen Nordwest von einer ziemlichen hohen Erdspize gedecket. Sie haben hier gute Seefische und süß Wasser in Menge, davon der Fluß Baillargent auch zuführet. Vor Zeiten bauten sie hier nur Manioc, Erbsen, Pataten, Ignamen, Hirse, Baumwolle und Taback; an Horn- und Federvieh ist auch eine Menge. Mit allem diesem handelte man daselbst. Und obgleich dieser Handel nicht so wichtig scheinet, so macht er dannoch die Einwohner sehr reich. Es kommen Barken von Martinique, die ihnen ihr Vieh, Baumwolle und anderes in Menge abnehmen, weil es immer gesucht und gut verkauft wird.

Das Ferry-Kirchspiel erstreckt sich bis an die Spize des alten Forts, so sonst auch das kleine **Fort** hieß, oder **St. Pierre.** Hier scheidet sich das niedere Land oder Basseterre von dem **großen Sack.** Ehe wir dahin kommen, wollen wir die Küste von Ferry-Kirchspiel noch vollends beschreiben. An der **Hägebucht** liegt der Flecken und schöne Wohnungen, die von einem starken Bach durchströhmt werden. Es ist hier ein guter Ankerplaz, der von den Nordwinden durch den großen oder **dicken Morno**, vor den Ostwinden durch die hohen Gebirge, welche die Insel theilen, und vor den Südwinden durch die Ferrymornen gedecket wird. Jenseits

seits des dicken Morno, welcher eigentlich eine große Erdspize ist, findet man noch eine große Bucht und schöne, ebene, große und wolgewässerte Felder. Auch gegen dem Gebirge, oder die Mitte der Insel sind 3 bis 4 Meilen sehr schönes Land, welches sanft abhängig ist, und dessen Güte man aus den großen Bäumen merket, die im Ueberflusse wachsen. Die Perlenbucht und Spize gleiches Namens sind hier auch noch zu merken.

Beschreibung von Cabes terre und dem ersten Kirchspiel darin, vom großen Sack genannt.

Nun kommen wir an den andern Haupttheil von Guadaloupe, nämlich an **Cabesterre**, oder das obere **Land**. Das erste und beträchtlichste Viertel davon ist das Kirchspiel des großen Sackes, welches bei der Spize des alten Forts an das Ferry-Kirchspiel gränzet. Darin ist der große Goyavenfluß, vor dem St. Karl genannt, welcher sonst das Antheil des ersten Eigentümers Houels von seiner Neffen ihrem absonderte. Wenn man ungefähr 2500 Schritte von seiner Mündung an hinauf gehet: so findt man ihn nicht tief genug mehr für ein Schiff, obgleich die Barken und Schaluppen ihn noch viel weiter hinauf fahren können. Das Erdreich auf beiden Seiten ist mit Manglen bedeckt, die sehr weit in den Fluß hinein gehen. Seine Mündung ist von ungefähr 150 Toisen. In der Mitte hat er wenigstens 7 oder 8

Faden Wasser: er nimmt aber nach und nach gegen die Ufer zu ab, vornehmlich gegen die ostliche Küste, deren Boden niedrig ist; und die westliche Küste ist ein ungefähr 4 Toisen hoch über die Fläche des Wassers erhabenes Land, welches mit einem ziemlich harten Felsen besezt ist, an dessen Fuß bei der Ebbe 7 bis 8 Fuß Wasser und über 10 Fuß bei der Fluth sind. Dieser Ort scheint recht gemacht zu seyn, eine Stadt daselbst zu erbauen. Er ist eine natürliche fast vierekigte platte Forme, 300 Toisen lang und bei nahe eben so breit, welche auf der einen Seite den grossen Goyavenfluß und auf der andern einen kleinen Fluß mit vortreflichem Wasser hat. Die Gegenden umher sind von Natur bevestigt, und brauchten nur eine Brustwehr mit Schießscharten für die Stücke, welche die Rhede und die Einfahrt in den Fluß vertheidigen würden. Unter den Nuzen, den man von dieser Niederlassung haben würde, rechnet Labat auch, daß er zu Kriegszeiten der Untergang der Englischen Colonien zu **Montserrat**, **Nieves**, **Antigo** und **Barboude** seyn könte, welches aber fast zu viel gesagt ist. An den großen Goyavenfluß gränzt das Marquisat **Houelburg** so wir aber schon aus Gelegenheit des gesalzenen Flusses beschrieben haben.

Ueberhaupt ist dieses ganze Viertel eines der schönsten und größten Kirchspiele auf

der

der ganzen Insel; dem ungeachtet war es ehedessen nicht gar wol bewohnt. Labat hat drei Ursachen davon vernommen: 1) weil es so weit von dem **niedern Lande** und dem **kleinen Sacke** ist, welche die Oerter zur Handlung und zum Ankerplaze sind; 2) weil die ersten Eigentůmer dieses Viertels sich die Ländereien vorbehalten, die die Erben ohne große Zinse, oder Lehnsbeschwerlichkeiten andern so leicht nicht abtraten, welches aber viele abhielt, sich hier unter solchen Beschwernissen anzubauen, da sie Land vom König ohne Grundzinse haben konten; 3) weil sich dieses Viertel gegen die Englischen Inseln **Montserrat** und **Antigue** erstrecket und viele kleine Inselchen vor sich liegen hat, hinter welchen sich die Engländer verstecken und von da aus durch ihre Streifereien die Pflanzungen verderben können, welcher Ungemächlichkeit sich niemand gerne aussezen wolte. Die Holländer hatten sich inzwischen hier angebauet, nachdem sie aus **Brasilien** vertrieben worden. Der **große Sack**, oder Meerbusen gegen Nordwesten macht ein sehr angenehmes Becken von 5 oder 6 Seemeilen lang, von der Spize des **dicken Morno** bis nach der **Antigospize** in **Grandeterre**, oder dem großen Lande. Die geringste Breite ist von einer Seemeile und die größeste drei. Es könten darinnen Schiffe von allen Arten

Der große Sack.

sicher seyn. Sie laufen durch zwo Fahrten hinein und die Barken durch zwo andere. Nichts würde leichter fallen, als sie durch eine geschlossene Batterie, oder durch ein Fort auf der Spize des Inselchens **Fangou**, so nach dem **Tertre**, **Cancale**, und nach **Bellin**, **Fajou** heißt, zu vertheidigen, woselbst die Hauptfahrt ist, wenn man noch eine Schanze auf einem kleinen Inselchen in der Nähe anlegte, welche auch dienen würde eine von den beiden Fahrten der Barken zu vertheidigen. Die kleinen Eilande in diesem Sacke sind der **Engländer Kopf**, das **Couane-Eiland**, die **weissen Inseln**, das Eiland **Caret** und das **Niclasinselchen**, nebst noch mehreren **Caien**, (*) die an der Küste liegen.

Dü Tertre gibt diesen Eilanden andere Namen, die er mit vieler Bewunderung beschreibet. Die beiden Säcke, sagt er, sind ohne Vergleichung das beste und schönste Stück der Insel. Sie sind zwo Zizen, oder zwei Magazine, woraus die Einwohner ihre Nahrung ziehen. Sie sind beide reichlich mit einer Menge Inselchen von verschiedener Gestalt und Größe gezieret, die 100, 200, 5, und 600 Schritte von einander, und insgesamt bis an die Ufer voller Bäu-

(*) Caien, oder Caiquen sind ganz kleine Eilande, oft nur Felsen, die nahe an einer Küste liegen.

Bäume mit Lorbeerblättern und mit dem schönsten Grüne bedecket sind; welches ihnen das Ansehen von eben so vielen schwimmenden Wäldern gibt. Das merkwürdigste dabei ist, daß sich nicht eine einzige darunter findet, die nicht ihren besondern Vortheil hat, wodurch man sie von den andern unterscheidet, und wovon sie den Namen hat. Die **Fregateninsel** dienet der Art Vögel, die man **Fregaten** nennet, zur Zuflucht; eine andere den **Vielfrassen**; eine andere den **Möven**; eine andere den **Anolis**, andere den **Eidechsen**, **Soldaten**, **weissen Krabben**, **violettenen Krabben** u. s. w. **Cancale** hat am Ufer eine Menge Manglebäume, die mehrentheils mit Austern beladen sind.

Ein Mann von etlich 1000 Thalern könte sich auf einer dieser Inseln anbauen, durch Hülfe der Negers ein Zuckerwerk und andere Pflanzungen anrichten, daß er Herr von seiner ganzen Insel wäre, sich das größte Vergnügen machen und noch dabei reich werden könte. Die Luft, so beständig über diese Inselchen hinstreicht, erfrischt sie, daß es recht angenehm darauf zu leben wäre.

Jagd in Basseterre.

Die Jagd ist in allen den bisherigen Vierteln reichlich. Man findet daselbst eine Menge von den Ebern, welche man auf den Französischen Inseln **Maronenschweine** nennet. Von Papagaien, Holztauben,

Turteltauben, Großvögeln, Ortolanen, (*) See- und Flußvögeln wimmelt es daselbst; und da die Inselchen des großen Sackes, einer Menge Schildkröten und Lamantinen (**) zur Zuflucht dienet, so kann dieses

(*) Sind kleine von Fette ganz goldgelb umgebene Vögelchen, ein ausnehmender Leckerbissen.

(**) Dieser Fisch ist unter allen Meer-Wundern am besten zu essen, und wird wie Lachs und Stockfisch in Europa zur Speise behalten. Die Spanier nennen ihn von seinen 2 kleinen Dazen, gleich Händen, Namantin und Manaty. Es ist ein Ungeheuer, welches, wenn es ausgewachsen hat, 18 Fuß lang und 7 Fuß dick ist. Sein Kopf hat einige Gleichheit mit einer Kuh ihrem. Daher es bisweilen auch die Seekuh genennet wird. Es hat kleine Augen und eine dicke Haut, von einer dunkelrothen Farbe, die an einigen Orten runzlicht, und mit kleinen Härgen bewachsen ist. Wenn sie gedörret ist, so wird sie so hart, daß sie wider die Pfeile der Charibbäer, statt eines Schildes, dienen möchte. Und einige unter den Wilden bedienen sich deren auch, die Hiebe ihrer Feinde abzuhalten, wenn sie sich in den Streit begeben. Es hat keine Floßfedern, sondern an deren statt die 2 obbemeldeten kleinen Dazen oder Hände, unter seinem Bauch, davon jede 4 Finger hat, die sehr schwach sind, die Last eines so schweren Cörpers zu unterstüzen. Es hat keine andere Vertheidigungswaffen. Es suchet seine Nahrung am Gras und Kräutern, um die Felsen herum, und an den seichten Orten, die nicht viel über ein Klafter tief Wasser haben. Die Weiblein bekommen ihre Jungen fast auf eben

ses Stück der Insel für eines der besten gehalten werden.

Obgleich die ganze Küste von Basseterre, gleichwie überhaupt von der Insel, bis in den großen Sack so gesund ist, daß man weder Bänke, noch für die Schiffahrt gefährliche Klippen daselbst weiß, so findet man doch an vielen Orten dasjenige, was man **Moutons** nennet, d. i. Oerter, wo die Wellen, welche an das Ufer geschlagen, bei ihrer Rückkehr diejenigen antreffen, die ihnen folgen, und mit solcher Stärke auf einander stossen, daß sie sich zuweilen eine

Küste daselbst.

solche Weise wie die Kühe, und haben 2 Zizen, womit sie solche säugen. Sie bringen deren auf einmal 2. herfür, welche die alten niemals verlassen, bis sie der Milch nicht mehr nöthig haben, und, wie dieselben, auf dem Grase weiden können. Zwey oder 3. von diesen Lamantinet beladen ein Canon. Das Fleisch ist von einer lichtrothen Farbe. Es ißt sich kurz und pfleget nicht leicht Eckel oder Ueberdruß zu erwecken. Es ist am gesündesten, nachdem es 2 oder 3 Tage im Salz gelegen hat. Diese Fische werden an dem Eingang frischer Wasserflüsse öfter gefangen als in der See. Einige pflegen gewisse kleine Steingen, die in den Köpfen dieser Meerwunder gefunden werden, sehr hoch zu schäzen, weil sie in ein Pulver verwandelt, die Tugend haben, den Kieß zu vertreiben, und die in den Nieren erzeugten Steine aufzulösen. Allein dieses Mittel ist etwas heftig, und sich nicht gar sehr darauf zu verlassen.

eine Pique hoch erheben; welches die Barken und Canote in eine große Gefahr sezen kann. Von der südlichen Spize des **Fortroyals** bis an die Spize der **alten Einwohner** ist der Ankerplaz vollkommen sicher, aber bei der lezten Spize ist ein **Mouton**, wenn Westwind ist. Die Barkenbucht ist ein Sack, wo die Schiffe vor jedem andern Wind sicher sind. Von dieser Bucht bis auf den Weg der brudelnden oder **siedenden Brunnen**, ist der Weg noch so ziemlich sicher, und obgleich die Küste nur Felsen ist: so ist der Grund doch beständig ein schöner Sand. In der Mitte dieser Entfernung aber entdekt man eine Reihe Felsen, die ungefähr 200 Schritte in die See hinausgeht, und zwischen zween Spizen, eine Oefnung von 10-12 Fuß läßt. Die Barken und die Schaluppen werden in diesem Raume durch Klippen zurück gehalten, die sich nicht zeigen, und die Canote allein können darüber fahren. Die Bay **Bouillante** würde eine von den schönsten Rheeden der Insel seyn, wenn nicht ein Felsen die Mitte derselben einnähme und die Taue zerschnitte. Von da bis an den großen Sack ist die Fahrt ohne Gefahr, den **dicken Morno** ausgenommen, wo der Zusammenstoß verschiedener Winde ein beschwerliches und gefährliches **Wassergebelfer**

belfer erregen, daher man diesen **Ort** auch das **wütende Vorgebirg** genannt hat.

Beschreibung des kleinen Sacks und des kleinen Flecken-Kirchspiels.

Nun wollen wir in der Beschreibung von **Cabesterre** fortfahren. Von dem Marquisat **Houelburg**, so an dem großen gesalzenen Fluß lieget, und sonst **St. Germain** hieß, kommt man an den **kleinen Sack**, wovon das **kleine Flecken Kirchspiel** den Namen haben mag. Der kleine Sack liegt dem großen gegen über Südosten zu. Die Erdenge zwischen beiden Säcken, wo sie am schmälsten, möchte etwas anderthalb Seemeilen betragen. Der kleine Sack geht etwas tiefer, aber schmäler, zwischen die beiden Eilande hinein. Er hat auch verschiedene Inselchen, die aber meist sehr klein sind. An der Mündung des gesalzenen Flusses hat man in diesem Sack auf Angeben **Labats** ein Wachthaus auf Pfählen mit einer Kette und Stacketen errichtet, um die Einfahrt in den Fluß den Feinden zu verschliessen. In diesem Kirchspiel liegt das Land **Arnonville**, welches der **Eckfluß** von **St. Germain**, oder **Houelburg**, absondert. Es ist vollkommen schön und eine Strecke ungefähr 2000 Schritte breit, und 5 bis 6000 ins Land hinein tief. Zween kleine Bäche gehen queer durch. Der eine ergießt sich in den **Eckfluß** und der andere in den **St. Paulsfluß**. Dieser zweite Fluß geht queer durch

ein

ein Land, welches vor dem **Trianon** hieß, und von dem Stadthalter **Auger** einem Officier, Namens Fillacier, abgekauft worden. Diß Kirchspiel, so auch das Kirchspiel des kleinen Sackes heißt, war zu Labats Zeiten, so schön und vortreflich auch sein Boden ist, doch noch nicht stark bevölkert, welches aber unterdessen wol geschehen seyn wird.

Klein Goyavenkirchspiel.

Gleich darneben liegt das kleine Goyavenkirchspiel, welches man nicht mit dem Goyaveninselchen, das an Basseterre liegt, noch mit dem großen Goyavenflusse in dem großen Sacke verwechseln muß. Es sind drei verschiedene Oerter, welche von den häufigen **Goyavenbäumen** so daselbst wachsen, den Namen bekommen haben. Diß Viertel war zu Labats Zeiten auch noch wenig bevölkert, wie zween andere Bezirke, die sich von Arnonville bis an den Regenbach **la Briqueterie** erstrecken, wo das Marquisat Ste Marie anfängt. Sie haben jedoch schöne Zuckerwerke. Der vornehmste Handel der Einwohner aber war damals mit Ingwer, Manioc, Hülsenfrüchten, Taback und Viehe. Man zählet bis auf 8 Flüsse und eben so viel Bäche, welche es von dem Eckflusse bis an den Briqueteriefluß, d. i. in einem Raum von ungefähr 4 Seemeilen wässern. Woraus leicht zu schliessen, wie wohnbar das Land seyn müsse.

Der Wohnplaz Ste Marie wurde zu Ende des vorigen Jahrhunderts zu einem Marquisate für die Neffen des Stadthalter **Houels**, die Herrn **Boisseret**, erhoben. Dieses Land ist eine Seemeile breit långst der See, und wenigstens 3 Seemeilen tief, bis an die großen Gebirge, die Cabesterre von Basseterre absondern. Man sieht daselbst das verfallene Schloß noch. Große Alleen von Birnbåumen, welche långst dem Wege durch dasselbe gehen, und andere, welche alle Felder, die gebrauchet werden, in viele große Vierecke abtheilen, zeugen von der Pracht der ersten Herren. Der Rand eines Teichs und sein Damm, ist mit Birnbåumen besezt. Kurz, die Menge dieser Båume, welche nach der Schnur gepflanzt sind, hat den Namen des Marquisats **Ste Marie** ins vergessen gebracht, und man nennet diesen Bezirk insgemein das Birnbaumland. Uebrigens tragen diese Båume keine Frucht. Man giebt ihnen diesen Namen nur wegen ihrer Blåtter, welche der Europåischen Birnbåume ihren nahe kommen, ob sie gleich viel långer, breiter und dicker sind. Ihre Blůthen sind hell violett. Das Holz ist grau, bindsam und leicht zu bearbeiten. Ste Marie.

Man findet von dem verfallenen Schlosse **Ste Marie** bis jenseits der Můndung des Flusses einen sehr guten Ankerplaz. Zween große

große Felsen, die mit dem Wasser gleich sind, und eine halbe Viertel Meile davon stehen, welche **Mann** und **Frau** heissen, brechen daselbst die Gewalt des Meeres. Man könte einen vortreflichen Hafen daraus machen, mit um so viel wenigern Kosten, weil der Kalch in allen diesen Vierteln im Ueberflusse ist, und das niedere Land einen rothen Mörtel geben kann, der von der wahren Poussolane nicht unterschieden ist. Indessen schreibet du Tertre ganz anders von dieser Gegend. Er sagt, das erschrecklichste **Mouton** ist bei der **Mannsfahrt.** (passage de l' homme) Der Wind welcher daselbst stets von Osten, oder aus Ost Nordost bläst, verfängt sich in dieser Strasse und treibt die Wellen mit einer Heftigkeit, welche sie zwischen zwo Felsenbänke einzwängen und sie mit Gewalt sich brechen läßt. Diejenigen, welche eine so kurze Ueberfahrt thun wollen, sind gezwungen, wenn sie die Felsenspize verlassen, die Spize des Canots dem Winde darzustellen, bis auf die Mitte des Raums, und daselbst sich auf eine geschickte Art zwischen zwo Wellen zu wenden, um auf einmal hinzukommen, wobei man mit der äussersten Vorsicht vermeidet, daß das Canot nicht von der Seite durch die Wellen ergriffen werde. Darauf findet man freilich einen sehr schönen Hafen, dessen Einfahrt schön,

Die Felsen Mann und Frau.

die

die Ausfahrt aber beschwerlich ist. Von dem Fort Ste Marie bis nach Basseterre ist die einzige Gefahr ein Mouton an der Spize des kleinen Corbets, und eine Klippe, die man nicht siehet, dicht bei dem ersten Morne der großen Bucht, dazu wir jezo bald kommen.

Kirchspiel Marigot.

Wenn man Ste Marie verläßt, so kommt man in das Kirchspiel Marigot, das seinen Namen von einigen Teichen hat. Man hat die schönsten Wege von der Welt bis an das äusserste Ende des Marquisats durch große Birnbaumalleen, wo fünf Wagen neben einander fahren können. Darauf werden sie in einem Raume von 1000 oder 1200 Schritten durch die blosse Nachlässigkeit der Einwohner schlechter, die sie nicht ausbessern. Man geht über zween oder drei Regenbäche, oder kleine Flüsse, davon einer in die Caranguaisbucht fällt, ehe man den großen Fluß antrift, der darum so genennet wird, weil er in der That der größte in ganz Cabesterre ist. Seine Breite ist an dem Orte, wo die Reisenden hinüber gehen, über 30 Toisen; in und bei schönem Wetter gehen die Pferde nur bis an die Gurt im Wasser. Wenn er aber durch den Regen nur ein wenig anlauft, so machen viele dicke Felsenstücke den Uebergang sehr gefährlich und oftmals unmöglich.

Man geht darauf durch den Flecken **Marigot**, der zu **Labats** Zeiten nur aus 25 oder 30 Gebäuden, Wohnungen oder Vorrathshäusern bestund, nebst einigen Buden, Handwerkshäusern und Wirthshäusern, die auf den Inseln das wesentliche Stück der Flecken ausmachen. Die Pfarrkirche wurde von Dominicanern bestellet. Einer von den Söhnen des ersten Eigentümers hatte noch nicht eine Meile von dem Flecken einen Wohnplaz **St. Martin** genannt, der seines Vaters würdig war, welcher ihn in dem Glanze seines Glückes gebildet hatte. Alles, was zu einer großen Niederlassung gehörete, war daselbst ansehnlich; und man sah noch 400 Negern, die schönsten in der ganzen Colonie, nebst Vieh von allerhand Art in großer Anzahl. Von Marigot geht man, wenn man sich nach dem Viertel **der drey Flüsse** begeben will, über einen ziemlich starken Fluß, welcher den Wohnplaz St. Martin schließt, und der Fluß des großen Carbets heißt. Eine halbe Meile weiter findet man einen andern, der **großen Bananenbäume** Fluß genannt, welcher das Viertel von Cabesterre schließt. Dieß ist nach Labaten das schönste unter allen Französischen Inseln. Von diesem Flusse an bis nach dem großen Morno, wo der große Sack anfängt, wenn man ihn von der

Westseite und von dem niedern Lande her nimmt, ist das Land fast auf 20 Seemeilen weit ein ebenes Land. Längst dem Meer steigt man sehr sanft bis an den Fuß der Gebirge, die von einer Seemeile bis auf viere davon entfernet sind. Dieser Raum wird von einer sehr großen Anzahl Flüsse gewässert, und wenn man Brücken darüber machete, so könte man überall in Kutschen hinfahren. Vier oder 500 Schritte jenseits der großen Bananenbäume kommt man in Wege, die durch Anhöhen gehen, längst den Gebirgen, welche der Schwefelgrube gleichsam zur Stüze dienen. Diese Gebirge sind an vielen Orten so steil gegen die See zu, daß man in einem Raume von einer halben Meile nur drei kleine Vertiefungen zugänglich findet, welche Bächen von einem salzigen und bläulichen Wasser zum Ablaufen dienen. Man nennet sie die drey Löcher, und unterscheidet sie von einander durch besondere Namen, als **Frauenloch** oder **Trou Madame**, **Hundeloch** und **Kazenloch**. An der Seite des leztern und auf der Höhe des Morno findet man ein flaches Land 5 bis 600 Schritte lang, welches sich darauf in einige enge Päße zwischen den Bergen bis an die Schwefelgrube erstrecket. Das Erdreich ist daselbst schwarz und fett; und ob es gleich mit Felsen und Steinsplittern untermengt ist: so

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

zieht dennoch die Güte des Bodens, Einwohner dahin, welche die Steine brauchen, Mauern ohne Mörtel daraus zu machen, um verschiedene Stücke ihres Grundes und Bodens damit einzuschliessen. Die Lage dieses Viertels, welches sehr erhaben, und gegen Westen durch große Gebirge gedecket wird, machet, daß daselbst viel Kühle herrschet. Das Gras auf den Savannen allda ist buschicht, zart, beständig grün, und sehr bequem zur Viehweide. Man pflanzet daselbst auch Maiz, Manioc, Rocu und Cacao. Die Zuckerröhre aber können daselbst nicht reif werden.

Kirchspiel der drei Flüsse.

Wenn man durch dieses flache Land ist: so kommt man in die engen Wege der Berge, die stets hinangehen bis auf den höchsten Theil des Weges, wo die Aussicht sehr weit offen, und die Luft überaus frisch ist. Allein dieser Ort ist eben so wüste als wild. Man steigt darauf durch einen sehr langen und steilen Weg hinunter, an dessen Fusse einer von denen drei Flüssen fließt, wovon dieses Viertel den Namen hat. Dieser ist klein, schmal, durch Felsen zusammen gezogen; und ohne über zween Fuß Wasser zu haben, so voller Klippen, daß es sehr beschwerlich darauf zu fahren ist. Das Viertel der drei Flüsse ist nicht über 4000 Schritte breit. Es ist eine Ebene, welche durch den Abhang eines großen Morno getheilet

wird, dessen Vertiefungen viele schöne Wohnpläze enthalten. Das Erdreich ist daselbst gut und bringt Zuckerröhre hervor, deren roher Zucker keinen andern Fehler hat, als daß er schwerlich weiß wird. Man nennet zwo Vertiefungen, die das Meer in das Land machet, von dem ersten Flusse an, den man da findet, wo das Kazenloch herunter kommt, bis an die Gebirge, welche dieses Viertel von dem Viertel des alten Fortes absondern, die große und kleine **Bucht**. Die große Bucht wird von der kleinen durch eine Spize des Morno abgesondert, welche einen guten Posten abgeben kann; und weil die Beschaffenheit dieser Küste zu den Landungen bequem ist, so hat man daselbst verschiedene Festungswerke gemacht.

Wenn man von den drey Flüssen weggeht: so kommt man wieder in die engen Wege vieler Gebirge, welche einen Theil von dem Schwefelgrubengebirge ausmachen. Es sind beständige Regenfurchen und Höhen, deren Gänge hinunter Schrecken verursachen, nebst engen Pässen, woselbst 20 Mann ein ganzes Heer aufhalten würden. Von da besteigt man eine sehr beschwerliche Anhöhe durch einen in den Felsen gehauenen aber schmalen und rauhen Weg, welcher endlich auf den **Eselsrücken** führet. Diesen Namen giebt man einem platten

Lande, wohin man bei dem Einfalle der Engländer 1691 die Weiber, Kinder und Greise flüchtete. Die Carmeliter haben daselbst eine kleine Capelle. Dieser Ort ist erhaben, sehr gesund, wiewol mit Gehölzen umgeben, und wirklich undurchdringlich, wenn er nur ein wenig vertheidiget wird. Er ist 3 bis 400 Schritte lang, und von verschiedener Breite. Weiter hin fängt man wieder an, durch einen sehr sanften Weg in die Höhe zu steigen, nach welchem man einen von 10 bis 12 Fuß breit selbst an der Seite des Berges findet, welcher an der andern Seite durch ein sumpfichtes Erdreich gedecket wird, wo in der Regenzeit sich die Wasser von allen benachbarten Höhen sammeln, und einen Teich machen, welcher stets Wasser und Koth genug hat, daß ein ganzes Heer darinnen versinken kann. Auf solche Art ist der Weg, welcher auf den Eselsrücken führet, nach dem Meere zu sicher, wofern er nur ungefähr 4000 Schritte entfernet ist. Er endiget sich mit zweyen Stücken Mauern, die queer über gehen und eine Oefnung lassen, welche mit einem Thore verschlossen wird.

Man geht von da in eine kleine Savanne, wo man noch die Ueberbleibsel von einem großen Magazine findet, welches 1691 gedienet hat, die Austheilung der Kriegesbedürf-

bedürfnisse unter die Einwohner des Gallionenflusses zu erleichtern. Ein schöner Wohnplaz, dessen Gebäude zwo Höhen einnehmen, bestreicht das ganze Land, und man könte von einer Höhe zur andern einen Laufgraben ziehen, der nach der Ebene zu sähe, und diesen Posten vor allem Anfalle sichern würde. Der Weg in die darunter liegende Ebene hinunter, ist auf dem Rücken des Morno und von einem ziemlich sanften Abhange: die beiden Seiten daran aber sind jähe und mit grossen Bäumen bedecket. Daselbst fängt ein schöner Wohnplaz an, welcher dem lezten Statthalter zu Guadaloupe a) zugehöret hatte. Man machet daselbst weissen Zucker von einer vollkommenen Schönheit. Man findet darauf einen kleinen Fluß, **la Sense** genannt, welcher an dem Fusse eines sehr steilen Felsen hinfließt, und dieses Land von dem Lande **Bisdari**, einem alten Besize des ersten Eigentümers der Insel, absondert, welches ein rundes und sehr hohes Gebirge, **Houelmont** genannt, in sich schließt, welches Houel vergebens hatte befestigen lassen b). 800 Schritte weiter findet man einen schönen Wohnplaz c). Der Gallionenfluß

a) Der Ritter Hinselin.

b) Vergebens, weil seine Höhe das Geschüz unnüz machete.

c) Des Herrn Rathes und Hauptmannes der Miliz, Milets, seiner.

fluß und la Sense kommen hier so nahe zusammen, daß sie nur einen Raum von ungefähr 100 und 50 Schritten zwischen sich lassen. Da sie auf beiden Seiten durch tiefe Felsen sehr jähe hinunter gehen: so hat man 1712 allhier eine wolbefestigte Schanze gemacht, die sehr leicht zu vertheidigen ist. Von diesem Posten bis nach dem Felsen am Meere sind nur 5 oder 600 Schritte. Man hat in diesem Felsen einen Graben gemacht, der nach der See zu sieht, mit zween vorspringenden Winkeln, wovon der eine eine verdeckte Batterie von 3 Canonen hat. Der Weg, welcher nach dem Gallionenflusse hinuntergeht, ist in den Abhang des Morno gehauen. Man wadete damals durch diesen Fluß, ob er gleich ziemlich groß ist; und da er der rechte Weg zwischen Basseterre und Cabesterre ist, so erforderte er höchstnothwendig eine Brücke, weil man oftmals daselbst aufgehalten wurde, wenn er austrat. Sein Name kommt von den Spanischen Gallionen her, die daselbst Wasser und Erfrischungen einzunehmen pflegten, wenn sie durch diesen Weg giengen, ehe sich die Franzosen in dieser Insel gesezet hatten. Es ist eine grosse Bucht, wo der Ankerplaz sicher und das süsse Wasser im Ueberflusse ist: das aus dem Flusse selbst aber ist mit Schwefel und Vitriol vermischet, welche den Gebrauch für diejenigen gefähr-

fährlich machen, die nicht dazu gewöhnet sind. Ein Fort, welches auf der Höhe der Küste ist, und zu welchem man von dem Flusse durch einen Weg hinaufsteigt, heißt das Fort von Basseterre, welches wir oben beschrieben haben.

Kirchspiel des alten Fortes.

Die Küste von dieser Seite zeiget die Unmöglichkeit einer Landung in einem Lande, welches sich selbst von dem Morno an, welcher die kleine Bucht der drei Flüsse schließt, bis an die Spize des alten Fortes vertheidiget. Man findet daselbst überall nur einen schroffen und durch Abstürze zerschnittenen Felsen. Die Spize des alten Fortes ist niedrig, ziemlich eben, ungefähr 200 Schritte breit und ein wenig länger, mit einigen Vertiefungen in die engen Pässe der Gebirge. Sie scheint ein Haufen Steine zu seyn, welche der Regen von dem benachbarten Gebirge abgespühlet hat, und die sich mit der Zeit durch ein wenig Erde bedecket haben. Ihre Lage ist Südwest. Ihre Kirche, oder vielmehr ihre Capelle, welche den Titel einer Pfarre hat, wird von Carmelitern bedienet, das ist, von einem Religiosen, den sie einmal des Monats dahin schicken, Messe zu halten. Es finden sich auf dem Rücken des Morno und in den engen Pässen der Gebirge 7 oder 8 Wohnpläze, woraus man Baumwolle, Manioc, Maiz und eine Menge Geflügel holet. Man sieht auf der Spize zwo eiser-

ne Canonen, welche dazu dienen, daß sie dem Fort von Basseterre von demjenigen Nachricht geben, was sie in der See entdecken. Dieses Viertel ist vor allem Anfalle wegen seiner Lage so wol, als auch wegen der Unnüzlichkeit des ganzen Unternehmens in einem Lande, welches nur aus Holzungen, Gebirgen und Abstürzen besteht, sicher. So gar ein Canot kann höchstens nur bis auf anderthalb Meilen von dem alten Fort an einem Orte hinan kommen, welcher die Kreuzbucht heißt, und eine kleine Vertiefung von 25 bis 30 Toisen breit zwischen zween schnurgerade hinunter fallenden Spizen des Morno ist. Ihre Tiefe hat 9 oder 10 Toisen von dem Ufer des Meeres bis an einen Felsen, welcher ihr entgegen steht. In diese Vertiefung fließt ein Bach helles Wassers, und machet ein Wassertuch in seinem Falle. Es hatte sich ein Einwohner in diese Oeffnung gesezet; und damit er leichter zu dem Ufer hinunter kommen könte, als mit einer Leiter, deren er sich bisher bedienet hatte, so hatte er angefangen, einen Weg an der Seite der Bucht zu graben. Labat, welcher sich der Leiter bedienet hatte, nach dem Wohnplaze zu gehen und von da wieder zurück zu kehren, fand die Oeffnung artig und fruchtbar, nebst ziemlich ansehnlichen Vertiefungen in den Gebirgen, und so gar einen be-

quemen

quemen Fußsteig, welcher durch Umwege um die Mornen zu den Ländereien Bisdari und Houelmont führete. Die Wichtigkeit, diese beiden Pläze zu erhalten, deren Verlust die Ufer des Flusses der Gallionenbucht blos lassen würde, nöthigte den Statthalter die Arbeit des Einwohners unterbrechen zu lassen, damit diese Küste von Natur unersteiglich bliebe. Sie endiget sich nur an der Gallionenbucht bei einem Morno, der **Raby** genannt, von dem Namen eines Franzosen, der sich daselbst gesezet hatte. Die Gallionenbucht ist 5 bis 600 Schritte breit von diesem Morno an bis an den Sensefluß, der sich an dem Fusse eines andern Morno, dessen Spize befestiget ist, in das Meer ergießt. Die Tiefe dieser Bucht von dem Ufer des Meeres an bis an das Gebirge ist nur von ungefähr 200 und 50 Schritten; das Land ist zu beiden Seiten in eben dem Raume platt: die Ufer des Meeres selbst aber sind in einer Breite von 50 bis 60 Schritten mit großen Kieseln bedecket, welche das Gehen sehr beschwerlich machen. Die Bequemlichkeit dieser großen Anzahl Steine hat daselbst einige vorspringende Winkel machen lassen, welche die Einfahrt in die Bucht bedecken, und ziemlich nahe an die Dornen und dicken Gesträuche stossen, womit ihre Ufer bis an den Rand eines Teiches bedec-

ket

ket sind, der von vielen Quellen und von einem Theile des Senseflusses gebildet wird, den man dahinein geleitet hat. Der Morno, welcher den Grund der Gallionenbucht bildet, ist bis auf die Hälfte seiner Höhe urbar gemacht; das übrige ist mit Bäumen bekleidet. Labat gab dem Statthalter vortrefliche Anschläge zur Befestigung aller dieser Posten, oder sie durch verschiedene Einschnitte unzugänglich zu machen. Er beschreibt bei dieser Gelegenheit viele benachbarte Wohnpläze. Ueberhaupt ist der Boden von dem Gallionenflusse bis an den St. Ludwigsfluß ein gutes Land, und zu dem weissen Zucker vollkommen geschickt. Dieses Viertel ist auch dasjenige auf der Insel, worinnen man die meisten Zuckerwerke sieht. Nur fehlet es ihnen an Brennholze. Weil aber die Felder daselbst alt, das ist, seit langer Zeit gebrauchet sind, und es daselbst ordentlicher Weise mehr dürre ist, als es regnet, so dienet das Stroh von den Röhren und der Abgang oder die Bagacen statt des Holzes.

Der Grasfluß sondert diesen ganzen Strich Landes, der eine Meile breit ist, und verschiedene Namen führet, in zween fast gleiche Theile. Man nennet den Theil, welcher zwischen dem Grasflusse und dem Gallionenflusse ist, das Gebirge **Schönsonne** (Beausoleil.) Ueber dem Wohnplaze der

der Hofnung sind der Zucker und Gommi ihre Waaren; und das Stück, welches zwischen dem Grasflusse und dem St. Ludwigsflusse eingeschlossen ist, heißt das Gebirge **Schöne Aussicht** (Belle vuë.) Darüber ist der St. Claudius Wohnplaz, der den Jesuiten gehöret. Er stößt an des Parcs seinen, welcher eine von denen Ländereien ist, die sich der erste Eigentümer der Insel vorbehalten hat, und er ist auch nur durch Felsen, die sehr schwer zu ersteigen sind, und durch einen Fluß, der St. Claudiusfluß genannt, der von den Gebirgen der Schwefelgrube kommt, und sich in den St. Ludwigsfluß ergießt, davon abgesondert.

Der Grasfluß besteht aus zween Armen, die ein Dreieck einschliessen, **das Inselchen** genannt. Dieß hatte sich der erste Eigentümer auch vorbehalten. Wir besahen alle die Oerter, erzählet Labat, welche zwischen dem Grasflusse und dem Fort sind, und den ganzen Strich, welcher zur Linken dieses Flusses ist. Wir giengen darauf durch die Wohnpläze, bis unten nach St. Claudius, um beim Hinuntergehen die rechte Seite des St. Ludwigsflusses zu besichtigen, welcher zwischen zween Felsen von einer sehr großen Tiefe fließt. Von dem St. Claudiusflusse, welcher sich über 3000 Schritte weit von dem Ufer des Meeres in

den St. Ludwigsfluß ergießt, bis ein wenig über der Mühlenschleusse der Jacobinen, welche 7 oder 800 Schritte von dem Ufer des Meeres entfernet ist, und von der Schleuse bis an das Meer kann man ihn überall durchwaden, ob er gleich groß und breit und voller starken Felsen ist, auch ziemlich große Becken hat und fast alle Augenblicke auszutreten pflegt. Von der Schleuse bis an den St. Claudiusfluß aber kann man ihn nur an zween Orten durchwaden. Der unterste, welcher die Passage de la Coulisse heißt, ist dicht bei einem sehr langen und sehr steilen Morno; und der zweite 900 Schritte höher. Bei dem leztern ist es schön und leicht hinunter zu gehen: bei dem andern ist es so steil, daß man davor erschrickt, und nur die Negern getrauen sich, es zu versuchen. Labat machte an allen diesen Orten den Riß von denen Befestigungswerken, die heutiges Tages da sind; vornemlich von denen, welche längst dem Meere bis an den Billaubach fortgeführet wurden, welcher den Eingang in den Flecken St. François bedecket.

Was man den Parc nennet, ist ein von tiefen Flüssen eingeschlossener Ort, der an Gebirgen liegt, welche die Schwefelgrube tragen. Seine größte Breite ist 1800 bis 2000 Schritte. Ob man gleich aus diesem Posten eine eben so sichere Zuflucht, als

aus

aus dem Eselsrücken, machen könte: so hielt es der Statthalter doch nicht für rathsam, ihn dazu anzuwenden. Er verbot den Einwohnern so gar, ihre Familien und ihre Güter dahin zu bringen, bei Strafe, daß sie weder Schuz bei ihren Unruhen, noch Gerechtigkeit wegen der Plünderung der Negern finden solten, die bei diesen Gelegenheiten oftmals mehr zu fürchten sind, als der Feind. Die Ursachen des Statthalters waren, es solten die Leute an einem Orte beisammen seyn, damit denjenigen, welche die Waffen führeten, an dessen Erhaltung eben so viel gelegen sey; dieser Ort solte eine Gemeinschaft mit demjenigen Theile der Insel haben, welcher nicht angegriffen wäre; man müßte die Verwundeten und Kranken, das Lazareth und die Wundärzte, die Magazine und Zeughäuser, welche hinter dem Lager seyn solten, zusammen an einen Ort bringen, wo man in der Nähe wäre, alles ordentlich und mit der nöthigen Einrichtung zu besorgen; endlich müßte man zu vermeiden suchen, daß die Einwohner nicht unter dem Vorwande, ihre Familien zu besuchen, auf einmal das Lager verliessen, oder die Lust verlören, wieder dahin zurück zu kommen, welche Unbequemlichkeiten nicht zu befürchten sind, wenn der Zufluchtsort darhinter ist. An diesen Ort werden sich die Franzosen ohne

Zwei-

Zweifel bei dem lezten Angriffe der Engländer auch begeben haben, als sie nach Einäscherung der Stadt Basseterre in die Gebirge geflohen.

Die Mitte des Landes besteht aus Gebirgen.

Nachdem wir nun Basseterre und Cabesterre rings herum den Küsten nach beschrieben, so müssen wir auch etwas von der Mitte oder dem innern des Landes sagen. Dieses besteht aus einer Reihe sehr hoher Gebirge, die das obere und niedere Land von einander unterscheiden. Es sind greuliche Felsen und erschreckliche Abstürze. Dü Tertre sah einige davon und erkante, daß ein Mensch, der unten von der Tiefe aus alien Kräften hinauf schrie, nicht könte von denjenigen gehört werden, welche das Ohr an den Rand legten. In der Mitte ein wenig gegen Süden, findet man das berühmte Gebirg, Soufriere, die Schwefelgrube genannt, dessen Fuß auf die Spizen der andern tritt, und sich so hoch in die mittlere Gegend der Luft erhebt, daß man es aus den Augen verliert. Es hat eine Oeffnung, woraus beständig ein dicker und schwarzer Rauch steigt, mit einigen untermischten Funken bei Nacht. Den neugierigen Labat konte keine Schwierigkeit abhalten dieses Gebirg zu ersteigen. Er fand unterwegs nach vierthalb Stunden Reise eine Menge ausgebrannter Steine, die oft mit weißlicher Asche bedekt waren, welche

Schwefelgrube.

einen

einen starken Schwefelgeruch gab. Auf der Höhe hat man die schönste Aussicht von der Welt und sieht bis über die Englischen Antillen hin. Die Erde rauchte oben, wo eine große Platte-forme war, auf allen Seiten, vornemlich wo Rizen und Spalten waren. Er stieg so gar bis auf die Spize der Schwefelgrube, die ein Haufen großer calcinirter Steine, der bis 12 Toisen hoch seyn mag und viermal so viel im Umfang hatte. Es war weder Asche noch Rauch da; unter sich sah er, an der Ostseite, die Mündung des Ofens, die bis 20 Toisen breit schien. Ihre Ränder waren mit dicken Steinen bedeckt, mit Asche und wahren Schwefelhaufen untermengt. Es stiegen Wirbel von einem schwarzen, dicken, schwefelichten und mit Feuerfunken vermischten Rauche auf. Nicht weit davon war eine kleinere Oeffnung, die wie ein zerstörtes Gewölbe aussah. Auch daraus stieg Rauch und Funken; umher zeigten sich Rize und Spalten, die ebenfals rauchten. Das ganze Gebirge schien hohl zu seyn, wie ein Keller, voll entzündeten Schwefels, der sich nach und nach verzehret; und da er das Gewölbe sich senken läßt, unaufhörliche neue Oeffnungen darinnen macht. (*)

(*) Diese Oeffnungen sind ein Glück vor die Insel, sonst würde sie den Erdbeben gewaltig unterworfen seyn.

Nach zwo Stunden und eingenommener Mahlzeit stieg der heldenmüthige Naturforscher wieder herab, nachdem er zum Angedenken seiner Reise vorher eine Stange mit einer Flagge aufgerichtet. Er traf auf allen diesen Bergen, nur kahle Oerter und etwa Farnkraut nebst elenden mit Mooße beladene Gesträuche an; welches von der beständigen Kälte, die daselbst herrschet, von den Ausdünstungen der Schwefelgrube und von der Asche, die sie oft auswirft, herrühret. Im Herabsteigen näherte er sich der großen Oeffnung und ließ durch einen seiner Gefährten große Steine hineinwerfen: es vermehrte sich aber weder der Rauch noch die Funken; nur ertönete die Erde. Wenn man mit dem Stock darauf stieß, so war es wie auf einem Schifsverdecke. Bewegte man einen großen Stein, so gieng der Rauch sogleich aus seiner Stelle. Die Steine sind leicht und riechen alle nach Schwefel. Die Luft war so frisch, daß man schwerlich eine Nacht aushalten könte. Die Negern, welche da Schwefel holen, um ihn hernach, wenn er gereinigt, zu verkaufen, hatten sich einen Weg gemacht, den Labat erst in der Rückkehr fand; er war viel bequemer, obgleich länger. 200 Schritte unter der Mündung sieht man drei kleine Lachen mit warmem Wasser. Die größte von einer Toise im Durchschnitt ist mit brau-

braunem Wasser angefüllet, welches wie das Löschwasser der Schmiede riecht. Die zweite, welche weißlich, hat einen Geschmack wie Alaun. Die dritte ist blau und schmecket wie Vitriol; man soll davon große Stücke finden. Man sieht hierauf eine Menge kleiner Wasserquellen, die endlich Bäche bilden. Einer davon heißt der weisse Fluß, weil die Asche und der Schwefel sich damit vermischt; er stürzt sich in den Ludwigsfluß, kann aber nicht fischreich gemacht werden. So wie man sich von diesen verbrannten Feldern entfernt, wird das Land immer schöner. Man sieht wieder Gras, grüne Bäume, wolgebaute Felder; und man glaubt in eine neue Welt zu kommen, wenn man dieses fürchterliche Gebirge verläßt.

Alles was man bisher angeführt hat, betrift denjenigen Theil der Insel, welcher den Namen Guadaloupe führet. Nun müssen wir uns nach **Grandeterre** oder dem **großen Lande**, als der andern Hälfte der Insel wenden, die um ein wenig größer, aber viel später bewohnt, und angebauet worden, daher auch die Beschreibungen der Schriftsteller ganz kurz davon sind. **Dü Tertre** kam gar nicht dahin; und wenn man die Beschreibung **Labats** mit **Bellins** Charte vergleicht, so sieht man leicht, daß **Grandeterre** in neuern Zeiten ungemein

Beschreibung von Grandeterre.

müsse bevölkert worden seyn. **Labat** zählt nur drei Kirchspiele darin, auf **Bellins** Charte aber entdekt man deren sechse. Diese Charte, ob sie gleich zu dem 17. Band der **Sammlung aller Reisebeschreibungen**, worinnen die Geschichte der Antillen beschrieben ist, abgestochen worden, kommt doch mit der Beschreibung selbst, oder dem Text, so wenig überein, daß man sich wundern muß, daß Hr. **Prevot**, der diese Sammlung (*) besorgt, so seichte und unachtsam dabei ist, da er doch nicht den blossen Sammler allein, sondern auch den Schriftsteller vorstellt, der die Reisebeschreibungen aus der neuern Geschichte ergänzen und einen Zusammenhang heraus bringen will. Eben so muß man sich auch über die Unachtsamkeit des Herrn **Bellins** verwundern, daß er bei Verfertigung seiner Charte die besten Schriftsteller von Guadaloupe, den **dü Tertre** und **Labat** nicht besser zu Rathe gezogen und ihre Beschreibungen und Namen angemerkt. So gedenket z. E. Labat eines **Forts Louis**, das er in **Grandeterre** an die Küste des kleinen Sacks sezt, wovon **Bellin** nicht ein Wort gedenkt, da doch

(*) Es geht eben mit dieser Sammlung wie mit allen großen Werken: zulezt eilt man und die leztern Theile werden den ersten nimmer gleich. Man muß sich wundern, daß ein Franzos so lange Gedult gehabt.

doch dieses Fort merkwürdig scheinet. Wenn es auch abgegangen wäre, so hätte es doch sollen bemerket werden, wie Bellin etlicher alten Forts in Basseterre und Cabesterre mit Recht Erwähnung gethan.

Aus dieser Verwirrung wollen wir die Ordnung so viel möglich heraus suchen und zu diesem Ende Labats Beschreibung und Bellins Charte zusammen nehmen, dann dü Tertre hat gar nichts davon. Wir wollen von der obersten Spize Antigue gegen Norden anfangen, wovon das dasige Kirchspiel den Namen hat. Labat gedenkt nichts davon. Auf der westlichen Seite dieses Kirchspiels sezt die Charte die Spize **Garigue**, hernach gelangt man zu Antigue, das ein namhafter Ort seyn muß, (*) wo **Portlouis** gezeichnet ist und zwei kleine Eilande, zwischen welchen die **Feigenbaumsspize** liegt, worauf man erst zu der **Antiguespize** gelangt; denn folgt die Bucht **la Valuenne**, **Portplatte** und die **große Bucht**, worein sich ein Fluß ergießt. Diese ganze Küste an dem großen Sack gelegen zeigt große Ebenen und viele Wohnpläze; man findt auch einige Seen darinnen, aber nicht viel Flüsse. Die Küste von Nordosten fängt beim **dicken Kap** an, woran

Kirchspiel Antigue.

(*) Die Engländer haben diesen Ort diß Frühjahr in die Asche gelegt.

das Inselchen **Destela** liegt, und gleich darauf kommt man zur Körperbucht, auf welche die **Morizbucht** folget. Auch hier zeigen sich viele Wohnpläze, obgleich diese östliche Küste etwas bergigter ist.

Hafenmoule Kirchspiel.

Bei dem Morne **al' eau** fangt das **Hafen-Moule** Kirchspiel an. Die **Patatenbucht** folgt nächst darauf, und dann die **Nordwestbai**, in welche ein Fluß gehet. In der Mitte dieses Kirchspiels liegt der Flecken und Hafen **Moule** in einem schönen ebenen Lande, das mit vielen Wohnpläzen längst der Küste bis zur **Zahnbucht** gezieret ist. Da wird die Küste wieder bergigt, absonderlich bei dem Morne **Malherbe**, der **Wasserbucht** und dem **Cap St. Johann**, zwischen welchen das **Kroneninselchen** liegt.

Kirchspiel St. Franciscus.

Von der **St. Marienbai**, daran auch ein kleines Eiland, gelangt man in das **St. Franciscus** Kirchspiel, welches die östliche Spize von Grande terre einnimmt, die ebenfals meist eben und vortreflich Land auch eine Menge Einwohner hat. An der äussersten Spize, die die **Schlösserspize** heisset, liegen sehr viele Caien, oder kleine Eilande und vorher noch ein Inselchen, das **Höllenthor** genannt. Auf dieser Spize macht man viel Salz, so die Sonne austrocknet, daher die **Salzgrubenspize** ihren Namen hat. Weiter hinein liegt ein grösseres Eiland mit etlichen Bergen, so das

Klei-

kleine Land heißt. Wenn man die Moustiguenspize und Champagnebucht vorbeigegangen, so kommt man in den Flecken St. Franciscus, von welchem ein schöner Weg meist eben bis nach Moule und St. Anne gehet und von da bis in das Gosier Kirchspiel.

Das St. Anne Kirchspiel nimmt seinen Anfang bei der Barkenbucht, hierauf kommt man nach Heleu und dann nach St. Anne, wo ein schöner Hafen, darin der Admiral Bompart lezthin seinen Succurs ausschiffen wollen, als die Capitulation mit den Engländern schon geschlossen war. Nach St. Anne gelangt man zur Largetspize, und endlich zu den beiden Diamanten, so zwei kleine Eilande sind. Das Ufer an der Küste ist ziemlich eben und meist bewohnt. Im Lande hinein trift man zwischen den Bergen die angenehmsten und fruchtbarsten Thäler an. In diesem Kirchspiel muß das Fort Louis gelegen haben, oder noch liegen, davon Labat Meldung thut, Bellin aber dessen gar nicht gedenket, es wäre dann, daß es von dem kleinen Sack an den großen, wo jezt Port Louis und Antigue ist, verlegt worden, weil es ohnehin zu keiner sonderlichen Vertheidigung diente. Labat beschreibt es also. Dieses Fort ist ein Parallelogramme von 50 Toisen lang und 10-12 breit, welches aus einer doppelten Reihe

St. Anne Kirchspiel.

Fort Louis.

Pallisaden besteht, deren eine 6 Fuß von der andern ist, um die Erde und Reisbündel zu halten, woraus diese Art von Brustwehre besteht. Einige vorspringende Winkel zeigen hölzerne Platteformen für das Geschüz. Es ist nichts gemaurtes daselbst, als das Thor, ein kleines Pulvermagazin, welches an der Seite ist, eine Küche, ein paar Oefen und eine Cisterne. Selbst das Haus des Befehlshabers ist von in die Erde gestekten Gabeln, jedoch gediehlet, und mit Schindeln gedecket. Die Soldatenbaracken und andere Gebäude sind nur von Schilf und Stroh. Weil dieser Posten auf einer Höhe liegt, von da er die Schiffe nicht vertheidigen kann, die am Fusse ankern; so hat man unten eine geschlossene Batterie gemacht, wie eine Schanze, von da 6 Canonen auf die Rheede schiessen können: sie würde aber bei einer Landung wenig widerstehen können, weil sie bestrichen wird; so daß der einzige Vortheil des Forts in der schönen Aussicht bestehet. Man entdecket daselbst den größten Theil von Cabesterre und dem großen Sacke und alle Inselchen, womit der kleine Sack angefüllt ist. Man sieht die Inseln Samos und bei hellem Wetter die Gebirge von Dominique.

Schlund, oder Gosier Kirchspiel.

Das Schlundviertel (Quartier du Gosier) ist dem Fort Louis am nächsten. Es fangt

fangt bei der Salzgrubenbucht an und geht in schönen und sehr bewohnten Ebenen über die grosse Bai hinaus, woran ein Flecken an einem Fluß lieget, der in die Bai lauft, gegen einem kleinen Eilande zu, so darinnen liegt.

Nun ist noch das Abgründe Kirchspiel übrig, so eines der größten, am gesalzenen Fluß lieget und an den grossen und kleinen Sack gränzt. Diese Abgründe sind grosse Vertiefungen, die das Meer in das Land macht, wohin sich die Schiffe zur Zeit der Orcane begeben, oder vor dem Feinde bergen können. Das Wasser ist daselbst tief, und wenn die benachbarten Länder, sagt Labat, umgerodet würden: so könte man ein vortrefliches Fort daselbst anlegen, welches nur eine Schanze zu seiner Vertheidigung brauchte. Ein Inselchen, welches man die Schweininsel (*) nennet, decket die Rheede vollkommen. Wenn endlich, fährt Labat fort, das Fort Louis in dieses Viertel verlegt würde: so würde es diesen Theil der Insel vor allem Anfalle sichern. (**)

Abgründe Kirchspiel.

H 5 Die

(*) Auch dieses Inselchen, gleichwie noch viele Oerter und Flüsse, deren die Reisbeschreibung gedenkt, zeiget die Charte Bellins nicht.

(**) Der Ritter Renaud, Generalingenieur der Marine, welchem 1700 aufgetragen war, die Pläze in Amerika zu besuchen, machte den Anschlag daselbst ein Fort anzulegen, wovon er auch den Riß gab. Es wird wol bei der Spize Antigue geschehen seyn, wo iezo Portlouis ist, dessen Labat noch nicht gedenket.

Die Kirchspiele von Grande terre werden dem Geistlichen nach meistens vou den Capucinern besorgt. Das ganze Land ist vortreflich und hat keine so fürchterliche Gebirge, als wie der andere Theil, oder Guadaloupe selbst. Man findt die vortreflichsten Savannen darinnen, absonderlich in dem Abgründe Kirchspiel. Man fieng auch mit gutem Glücke an Zucker zu pflanzen, worauf die schönsten Zuckerwerke angelegt worden. Der Zucker ist schön und wol gekörnt, vornemlich wenn er noch frisch ist: vormals wurde er aschicht, oder weichlich, wenn er einige Monate aufgehoben wurde. Dieß ist auch der Fehler von dem meisten Zucker aus den Englischen Antillen. Man hat bemerkt, daß es auf dem großen Lande von Guadaloupe daher kam, daß ein so neu angebauter Boden noch zu fett, andere sagen, noch gar zu voller Salz und Salpeter war; man versichert nun, die Felder hätten diese böse Eigenschaft verloren, seit dem man sie gebraucht hätte. Es wächst ausser dem eine Menge sehr guter Bäume daselbst, die sich in dem andern Theil der Insel nicht finden.

Fünf=

Fünftes Capitel.

Beschreibung der Insel Mariegalante, der Heiligeninsel, Desirade, und der Vortheile, welche die Engländer aus dem Besize dieser Inseln ziehen können.

Beschreibung der Insel Mariegalante.

Da die Insel **Mariegalante** und der **Heiligen Insel** zu nächst an **Guadaloupe** liegen, auch von da aus bevölkert worden, und überhaupt in dem genauesten Zusammenhang mit jener stehen: so wollen wir ihre Beschreibung hier gleich beifügen. Man findt zwar bei den Schriftstellern, weil es kleine Inseln sind, fast nichts als die Namen davon; wir wollen aber doch alles zusammen lesen, was wir auftreiben können. Die Lage und Größe dieser Inseln haben wir oben schon angezeigt; dem nur noch dieses beizufügen, daß Mariegalante nur gegen 7 Seemeilen von **Grandeterre** und fast noch so weit von Cabesterre auf Guadaloupe entfernet sey. **Christoph Colombo** (*) entdekte sie den 3 Nov. 1493. Die Indianer, oder eigentlich die **Caraiben** haben sie, sowol wegen der Fischerei, als auch wegen einiger darauf angeleg-

(*) S. Charlevoix, histoire de St. Domingue T. I. pag. 144.

gelegter Gärten, beständig fleissig besuchet, und vielleicht ordentliche Wohnpläze darauf gehabt, wie aus dem folgenden zu schliessen. **Houel**, der Statthalter von Guadaloupe kaufte Mariegalante von der Französischen Compagnie der Inseln, bevölkerte und befestigte sie. Als der **Marquis von Maintenon von Angennes** mit des Königs Fregatte, der **Hexe**, nach den Inseln gegangen war, um die Seeräuber zu verjagen: so erhielt er die Statthalterschaft von Mariegalante, einige Jahre darnach aber trat er diesen Posten an **Auger** ab, dem die Französischen Antillen ungemein vieles zu danken hatten. Die Engländer wolten sich etlichemal ihrer bemächtigen, sie wurden aber bald von den Wilden, bald von den Franzosen abgetrieben, woraus zu schliessen, daß die Wilden müssen Wohnpläze darauf gehabt haben, ob es gleich auch möglich ist, daß sie von Dominique, als ihrem vornehmsten nächst dabei gelegenen Wohnsiz dahin mögen gekommen seyn, um die Engländer, denen sie niemals gar hold gewesen, aus ihrer Nachbarschaft zu vertreiben. Die erste Bevölkerung von den Franzosen geschah im Jahr 1652 (*) die **Caraiben** aber plünderten sie gleich das Jahr darauf: allein **Houel** stellte noch im October desselben Jahrs

(*) S. Du Tertre Hist. des Antilles T. I. p. 420.

Jahrs alles wieder in Ordnung. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hatten sie den unangenehmsten Besuch von den Engländern. Die Einwohner von Antego richteten 300 Mann auf, die von dem Obristen **Hewetson** angeführt wurden und unversehens auf der Insel landeten, die Einwohner in die Wälder jagten, ihre Oerter und Wohnpläze abbrannten, ihre Stücke vernagelten, die Festung schleiften und, nachdem sie alles rein ausgeplündert, wieder nach **Antego** zurück kehrten. Dem ungeachtet erholte sie sich vollkommen wieder, daß sie fast durch und durch angebauet wurde, und alles hervor brachte, was man in Guadaloupe pflanzte. Sie hat keine so hohe Gebirge, wie diese Insel, sondern ist viel flächer und mit dem vortreflichsten Holze bewachsen, wo der Boden nicht umgerodet ist. Auch selbst auf den Anhöhen haben sich die lieblichsten Wohnpläze gebildet, weil ziemliche Ebenen auf den Bergen angetroffen werden, da man eine angenehme und frische Luft geniesset. Herr **Bellin** hat diese Insel auf der Charte von Guadaloupe auch abgezeichnet, aber nicht weiter als einen einzigen Namen angegeben, nemlich an der östlichen Küste, **St. Anne**, dabei er einen Ort oder Flecken angezeiget. An der südlichen Spize ist ein Fort gezeichnet, so aber keinen Namen hat. Auf beiden

Sei-

Seiten dieses Forts sind Flüsse bemerkt, gleich wie auch ein starker Fluß an der westlichen Küste und einer an der nordlichen. Die Insel hat sich bei der lezten Erobrung den Engländern unter den nemlichen Bedingungen unterworfen, unter welchen sich Guadaloupe ergeben. Die beschuheten Carmeliter von Guadaloupe bestellen die Pfarrer in Mariegalante und auf der Heiligen-Insel.

Beschreibung der Heiligen-insel.

Von dieser Insel können wir noch viel weniger Bescheid geben, als von der vorigen, da weder **Laetius**, noch Bloome derselben gedenken; und andere Schriftsteller, auch so gar die neuesten sie als unbewohnt angeben, wie die **allgemeine Geschichte von Amerika**, so unter der Aufsicht Herrn D. **Baumgartens** herauskommen. (*) So gar **Prevot** sezt sie in dem lezten Band der **allgemeinen Historie** der Reisen unter die verlassenen. (**) Sie wurde von den Spaniern gleich anfangs auch entdecket die sie **Todos-Santos** nannten. **Rochefort** schreibt, daß sie zu seiner Zeit unbewohnt gewesen, darin ihm aber schwerlich zu glauben, weil **Labat** sagt, daß, als **Houel** die-

(*) S den 2 B. p. 833.

(**) S. den 17 B. p. 452. Eben so begeht Prevot den Fehler von der Insel St. Croix, da doch vor einigen Jahren alle Zeitungen angezeigt, daß die Dänen Besiz davon genommen.

diese Insel mit den übrigen der Französischen Compagnie abkaufte, dieselbe noch nicht sey erobert gewesen, ob sie gleich im Kaufbriefe stund. Den 18 Oct. 1648 haben die Franzosen Besiz davon genommen, jedoch erst im Jahr 1652 eine daurhafte Pflanzstätte darauf errichtet, wie **dů Tertre** bezeuget. (*)

Die Heiligeninsel begreift eigentlich sechs kleine Eilande, die in gleichem Grad der Norderbreite mit Mariegalante und Guadaloupe, nemlich im 16 liegen, und zwar zwischen den zwo erst genannten Inseln und Dominique. Von dem alten **Karlsfort** in Guadaloupe sind es nur dritthalb Seemeilen bis zur Heiligeninsel und etwas über 5 Meilen von da bis zu Marie galante, auch ungefähr eben so weit von Dominique; woraus die Wichtigkeit dieser Lage schon erhellet. Die Insel theilt sich in zwei grössere Eilande, das **obere** und **niedere Land** genannt und in vier kleinere ein, davon zwei in der Mitte gegen Norden, und zwei gegen Süden liegen, die zwar nur vor eines gerechnet werden und das **durchbrochene Inselchen** heissen. Sonst hat **Bellin** keinen Namen auf der Charte, wol aber viele Wohnpläze und einen vortreflichen Ankerplaz zwischen den Inseln angegeben, worin

(*) Tom. I. pag. 417.

worin die Schiffe gewiß sicher liegen müssen, da sie von diesen Inseln umgeben sind.

Beschreibung der Insel Desirade.

Da die Insel **Desirade** auch in dieser Gegend und nur 10 oder 12 Meilen von Guadaloupe gegen Nordost liegt, so wollen wir ihre Beschreibung hier auch noch beifügen, obgleich die Schriftsteller ihrer fast gar nicht gedenken. Sie hieß sonst auch **Dessuada**, oder **Deseada**. Nach dem **Oviedo** einem Spanischen Geschichtschreiber ist sie durch Christoph **Colombo** auf seiner zweiten Reise den 2 oder 3 Nov. 1493 entdeckt worden. Weil es die erste Entdeckung auf seiner zweiten Reise war, so nannte er sie **Desirade**, nachdem er seinen Wunsch erfüllt sahe. Sie liegt 16 Grad 10 Minuten von der Linie und ist etwa halb so groß als Marie galante. Sie hat gutes Erdreich und jezo einige Wohnpläze, nachdem sie von den Franzosen bevölkert worden. Als **Rochefort** sein Buch schrieb, war sie noch verlassen. Die Zeit von der Französischen Besiznehmung ist unbekant. Weil sie nicht groß, so wird sie, wie die andern benachbarten Inseln, leicht in der Engländer Hände fallen.

Diesen Sommer haben die öffentlichen Zeitungen die Nachricht überbracht, daß der Englische Admiral **Moore Marie galante** und die Heiligeninsel nebst Dominique, so gleich darunter liegt, auch vollends

erobert habe. Von der ersten und lezten ist es bestätiget worden, und an der zweiten wird auch nicht zu zweifeln seyn, da sie weniger Widerstand thun kann, als die beiden andern. Was nun **England** vor wichtige Vortheile aus der Erobrung dieser Inseln ziehe, ist leicht zu erachten.

Wichtige Vortheile der Engländer aus der Erobrung dieser Inseln.

1) Ist Guadaloupe von solcher Wichtigkeit, daß die Franzosen selbst gestehen, sie könten **Capbreton** eher verschmerzen als diese Insel. Ihr Handel dahin ist so groß, daß sie allein aus Guadaloupe jährlich 80000 Oxhofde-Zucker, nebst einer großen Menge Indigo und Caffee, die erst in neuern Zeiten recht sind gepflanzet worden, gezogen haben. Sie durften diesen Inseln kein Geld, sondern nur Waaren und Landesproducte zuführen, wodurch also erhellet, was die Fabriken in Frankreich dadurch leiden müssen. Durch die Schiffahrt dahin ernährten sich wieder eine Menge Leute und werden gute Matrosen dadurch gezogen, alles dieses schmälert nun die Französische Handlung und Seemacht ungemein und vergrößert um destomehr die Englische Handlung und Seemacht.

2) Wird England durch den Besiz dieser Inseln in den Stand gesezt seinen großen Plan auszuführen, sich wenigstens der Französischen Antillen insgesamt zu be-

mächtigen. Die Lage der bereits eroberten kommt ihnen hierzu vortreflich zu statten. **Martinique** liegt jezt zu nächst, sie können diese Insel, als den Hauptsiz der Französischen Handlung nun völlig einschliessen und von allen Seiten anfallen, da sie von ihren Inseln in der Nähe unterstüzt werden. Eben so wird es

3) leicht seyn, sich der **Caraibischen und neutralen Inseln**, über die man bisher so viel gestritten, zu bemächtigen. **Dominique** als die vornehmste, ist schon erobert, hernach kommt St. **Lucia**, St. **Vincent** und **Bequia**, wo noch die Caraiben sind, die sich leicht demüthigen und ergeben, wo sie ein wenig Gewalt sehen.

4) Die Engländer sind auch eher im Stande diese Inseln zu besezen und zu bevölkern, da ihre Antillen gepfropft voller Einwohner sind und aus England leicht mehrere an sich ziehen. Die Holländer befürchten dieß auch von ganzem Herzen, dann die Reihe könte hernach leicht auch an sie kommen. Wenigstens erhält England

5) auch noch diesen Vortheil daraus, daß die Holländer in Kriegszeiten, wenn sie neutral sind, den Französischen Handel auf den Antillen und den Schleichhandel an den Spanischen Küsten, besonders im Mexikanischen Meerbusen, nicht

so

so an sich ziehen und den Franzosen alle Bedürfnisse zuführen können. Dahingegen können

6) die Engländer mit den Spaniern noch besser zurecht kommen, den Schleichhandel, der meist paares Geld einträgt, höher treiben und sich im Mexikanischen Meerbusen durch ihre Flotten furchtbar machen; folglich wird hernach auch das Campecheholz leichter zu erhalten seyn, wovon die Spanier die Engländer abtreiben wollen.

7) Wird der höchstbeträchtliche Zuckerhandel hernach fast ein Monopolium für England. Frankreich hat mit dem Zucker aus seinen Antillen nicht nur sein eigen Land, sondern auch noch halb Teutschland versehen. Was die Spanier, Portugiesen und Holländer aus Amerika gezogen, hat kaum für ihre Länder gereichet. Der Zucker aus Ostindien ist wegen der langen Reise theurer und kommt eben nicht so gar viel daher; die Spanier pflanzen nicht viel auf ihren Inseln, sondern sind zufrieden, wenn sie nur einmal des Tages essen und die übrige Zeit spazieren gehen können. Folglich muß England mit dem Zucker, wenn es Martinique vollends bekommen solte, einen erstaunlichen Handel bekommen. Viele teutsche Provinzen empfinden es schon,

da der Zucker so gewaltig im Preise gestiegen, und schwerlich bei diesen Umständen wolfeiler werden wird, weil der Zucker aus England über Holland zu uns muß, da dann die Herrn Holländer für die Durchfahrt auch etwas werden ziehen wollen.

8) Hat man auf den Französischen Inseln den Caffee häufig anfangen zu pflanzen, wie dann unsere Frauen schon diese Caffeesorten zu nennen wissen: England konte aber sein eigen Land noch bei weitem nicht damit aus seinen eigenen Pflanzstädten versehen; folglich müssen sie nun dadurch vieles Geld ersparen und können noch davon anderwärts absezen und also Geld herbeiziehen.

9) Da die Französischen Negers auf Guadaloupe einen Aufstand erreget und meist zu den Engländern bei der leztern Eroberung übergegangen, ein solcher Neger aber auf 2 bis 300 fl. gerechnet wird, davon über 10000 in Guadaloupe seyn sollen: so sieht man leicht, daß nur dieser einzige Artikel ein paar Millionen betragen könne.

Wir enthalten uns weitere vortheilhafte Folgen aus dem Besiz dieser Inseln anzuführen, und fügen nur noch dieses bei, daß schon **Cromwel** den Vorschlag gefaßt das Spanische Amerika zu erobern. In solchem

chem Fall würde die Vorhersagung jenes Englischen Ministers unter der Regierung der Königin Anna ziemlich in die Erfüllung gehen: **daß man einst in Europa keine Canone würde losschiessen dörfen, ohne vorher die Erlaubniß in England dazu einzuholen.**

Sechstes Capitel.

Von der Französischen Handlung und Schiffahrt nach den Antillen.

Die erst angeführten Vortheile aus dem Besitz der Französischen Antillen werden um so mehr in die Augen fallen, wenn wir die Französische Handlung und Schiffahrt dahin etwas umständlicher vorstellen werden. Wir können dieses Capitel, ehe wir noch zur Beschreibung der übrigen Inseln fortschreiten, hier füglich einschalten: weil die aus- und eingehenden Waaren bei allen diesen Inseln fast gleich, und man also keine unnöthige Wiederholungen machen darf. Der Leser hat hierdurch auch mehr Abwechslung, als wenn die Beschreibung in einem fortgienge. Auf solche Weise werden wir hernach auch ein Capitel von

Warum hier von der Handlung und Schiffahrt nach den Antillen gehandelt werde.

der Naturgeschichte, der Kirchengeschichte und dem Zustande der Wissenschaften auf diesen Inseln einrücken.

Schiffahrt und Handlung der Franzosen nach den Antillen.

Was nun die Schiffahrt und Handlung der Franzosen nach den Antillischen Inseln überhaupt betrift; so treiben weit mehr als 200 Französische Schiffe die Handlung auf diesen Inseln, und es ist nichts ausserordentliches, auf der Rheede von **Martinique** und **Guadaloupe** bis 80 beladene Kauffahrteischiffe zu sehen. Diese Schiffe sind ordentlich von 100 bis 250 Tonnen, welche man den größern deßwegen vorgezogen hat, weil, da diese allzulange Zeit zu ihrer Einladung haben müssen, der Taback und die andern Waaren Gefahr laufen zu verderben. Die Jahrszeit zur Abfahrt dieser Schiffe aus Frankreich ist vom Monat Sept. bis zum Monat Februar, weil, obgleich die Schiffahrt nach den Französischen Antillen fast zu aller Zeit geschehen kann, es dennoch besser ist, die Jahrszeit der **Orcane**, welche auf den Inseln, während der Monate Julius, Augustus und September herrschen, zu vermeiden; über dieses auch die Schiffe, welche erst in den Monaten Oct. Nov. Decemb. und Jenner absegeln, in den Inseln gleich zur Zeit der Zuckerernte ankommen, welcher einen der vornehmsten Gegenstände dieser Handlung ausmacht. Sonst ist zwar der Taback eine Zeitlang

die

die Waare gewesen, womit auf den Inseln das größte Gewerbe getrieben worden; gegenwärtig aber ist es der Zucker, indem daselbst, absonderlich auf Martinique und Guadaloupe nicht mehr Taback, als blos zum Gebrauch des Landes gebauet wird. Die andern Waaren welche man daselbst erzeuget, sind Indigo, Cacao, Rocou, Cassia oder Canifice, Baumwolle, Ingwer, Zimmet, Piment, eingemachte Ananes, und einige medicinalische Gummi. (*) Man zieht auch daher Leder, Schildkrotenschalen, und endlich Holz zur Färberei und zu eingelegter Arbeit, als Rosenholz, indianisch Holz, Brasilienholz, Brosillet, Fustock und grün Ebenholz. In neuern Zeiten ist der Caffee zu großem Vortheil hinzu gekommen. Labat hat deßwegen die geschicktesten Vorschläge gethan. Uebrigens sind die Französischen Reisebeschreibungen in Anzeige des Gewinns etwas Geheimnißvoller, als die Engländer. Man schäzet indessen, daß Martinique ein gemeines Jahr hindurch auf 5 bis 6 Millionen Pfund Zucker, Guadaloupe über 4 Millionen, Mariegalante 5 bis 600000 Pfund, Grenade und Ste Croix zusammen lieferten sonst 4 bis 500000 Pfund. Die andern Inseln bauen

Ausgehende Waaren der Antillen.

(*) Von diesen Producten wird man in dem Capitel der Naturgeschichte die weitere Erläuterung unten finden.

bauen nur Taback und einige blos Hülsenfrüchte, womit sie einen ziemlich guten Handel nach Martinique, St. Christoph und Guadaloupe treiben.

Ehmalige Holländische Handlung nach den Französischen Antillen.

Vor Errichtung der Französischen westindischen Compagnie, so im Jahr 1664 geschah, profitirten die Franzosen in Europa das wenigste von der blühenden Handlung dieser Colonien, indem sich die Holländer selbiger, so zu sagen, fast völlig bemeistert hatten. Damals geschahen zu **Fliessingen** und **Middelburg** die vornehmsten Schifsladungen vor Martinique, immassen die Kaufleute dieser beiden Städte alle Jahre mehr als 100 Schiffe dahin schickten, die ihre Ladung beständig bereit fanden, welche reiche Kaufleute von ihrer Nation, die sich daselbst etablirt hatten, in die unermeßlichen Magazine, die man ihnen daselbst anzulegen, nur so obenhin erlaubt hatte, zusammen zu bringen, besorgt waren. Wie nun das ausschliessende Privilegium der Compagnie diese fremde Handlung völlig darnieder gelegt hatte, welche die Holländer gleichwol zu erhalten suchten, indem sie ihr alle Jahre eine beträchtliche Erkentlichkeit für die Freiheit dieser Handlung anboten; so trieben selbige dennoch eine Zeitlang nur die Schiffe dieser Compagnien. Nachdem aber endlich die Kaufleute zu **Rochelle**, **Bourdeaux**, **Rouen**, **St. Malo**

und

und Nantes, wie auch so gar in den Häfen von Provence, absonderlich von Marseille und Toulon, ein Belieben zu diesen Fahrten bekommen hatten, für welche es ihnen nicht schwer war, Paßporte zu erhalten; und nachdem auch das Privilegium der Compagnie nach Ablauf einer Zeit von 8 oder 10 Jahren war wiederrufen worden: so ist diese ganze Handlung den Franzosen geblieben, welche ungeachtet der langen Kriege Ludwigs des XIV, die sie zum öftern unterbrochen haben, noch eine der reichsten und florisantesten ist, die Frankreich aus den Häfen treibt, welche es am Ocean und am Mittelländischen Meere hat.

Die Waaren, welche die Französischen Schiffe nach den Inseln bringen, bestehen in allem, was zur Nahrung und zum Unterhalte der Einwohner, zum Feldbau, zur Arbeit der Schwarzen, und zur Haushaltung nöthig ist. Unterdessen sind dieselben dennoch nach Beschaffenheit der Häfen, wo die Ladungen geschehen, unterschieden. Wenn die Schiffe von Rochelle oder von Bourdeaux absegeln: so geschiehet ihre Ladung mit eingesalzenem Rindfleische und Speck, mit Mehl, Brantewein, (*) Weinen

Eingehende Waaren auf den Inseln.

(*) Die Weine gehen ab, man mag deren bringen so viel man will. Wenn die Schiffe nur etliche Monate ausbleiben, so muß man Wasser trinken. Jedoch können sie auch andere ge-

nen von Rochelle und Bourdeaux, und manchmal auch von Madera, den sie unterwegens einnehmen, mit Stockfischen, Heeringen, Baumöl, Käsen, Butter, Seife, Eisen, Leinwand, Kesseln und einer Menge Kram- und kleiner Eisenwaaren. Die Schiffe von **Rouen**, welche für die Inseln beladen werden, scheinen den Kauf-

leu-

sunde und schmackhafte Getränke auf den Inseln selbst machen, wie weiter unten vorkommen soll Die besten Franzweine kommen aus Bourdeaux. Man weißt aber, daß nicht alle Weine, die man daselbst ladet, Graverweine sind, sondern daß die meisten von **Palus** kommen, d. i. von denen niedrigen und fetten Orten, welche dicke und harte Weine geben, welche gemeiniglich von den Nordischen Völkern gesucht werden. Diese groben Weine aber klären sich auf, wenn sie über die See gehen, und werden unendlich besser, als sie in dem Lande sind, wo sie wachsen. Man bringt auch Spanische, Portugiesische, Italiänische, Rhein- und Moslerweine dahin. Die allgemeine Historie der Reisen sezt auch die Neckarweine dazu, daß sie daselbst getrunken werden, welches einen wundern solte, da diese Weine sonst auf dem Wasser etwas schwach werden. Sie erholen sich aber auch wieder, wenn sie einige Zeit ausruhen. Wenigstens sind diese Weine an der Königlichen Tafel in London schon getrunken worden. Von Branteweinen und allerhand abgezogenen Wassern geht in den Inseln auch unglaublich viel auf; jedermann trinkt davon, und wenn sie gut sind, schreckt kein Preis ab.

leuten von Rochelle und Bourdeaux die Sorge für die Nahrung zu überlassen, und für ihren Theil nur dasjenige einzunehmen, was zur Bekleidung und zum Unterhalte der Einwohner dieser Colonien dienen kann. Die Waaren ihrer Ladung sind also: Barchet, Basins, Padau von unterschiedlicher Breite, wollene Bänder und Gallonen, die man Rollen nennet, von allerhand Farben, Schreibfedern, Schreibzeuge, Garn aus Bretagne von allerlei Farben, Rosenkränze, allerlei Arten von Zinngeschirre und anders dergleichen Geräth, Schuhe, Nadeln, Karten, Gewehr, Bandeliers, Lunten, Pulver, Blei, Schrot, Sättel, Zäume, Sporen; allerhand Arten von küpfernem Haus- und Küchengeräthe, als Kessel, Töpfe, Pfannen, Platten zum leinen Zeuge; allerhand Arten von Schlosserarbeit, Messer u. d. g. hanfene Leinwand, die Ehle zu 16 bis 30 Sols, halb weisse flächsene Leinwand zu 20 bis 30 Sols, gestreifte Leinwand zu 15 Sols, grobe Werk- und Sackleinwand, die Ehle zu 10 bis 16 Sols, wollene Bettdecken, ein und anderes von seidenen Stoffen, Sarschen und Kamelottwaaren, Droquets und Etamine; allerhand Arten von Spiegeln in Rahmen, von schlechtem oder vergoldetem Holze, wie auch mit Leder überzogen, und die man zusammen legen kann; ganz

fertig

fertig gemachte Wämser für Weibsperso-
nen von unterschiedlichen seidenen und baum-
wollenen Zeugen von allerhand Farben und
Moden; Kleider und Oberröcke für Manns-
personen, seidene und wollene Strümpfe,
eingefaßte Hüte von Biberhaar; ingleichem
von Spanischer, und von Wolle von Cau-
debec und andern Sorten; allerhand Ar-
ten von schlechtem oder fasonirtem Bande,
mit und ohne Gold, von allerlei Farben
und Breiten. **Marseille** und **Toulon** lie-
fern Oele, Oliven, Käse, trockene Früch-
te, Weine und einige leichte Zeuge aus
den Manufacturen von Provence. Man
schäzet daß ein Jahr lang aus Frankreich
nach den Französischen Inseln ungefähr
für vier Millionen Livres von allen diesen
Eßwaaren, Manufacturen und Kaufmanns-
gütern ausgeht, und daß man ihrer wie-
der fast für sieben Millionen von da zurücke
bringt. Woraus leicht zu schliessen, wie
reich die Einwohner dieser Inseln nach und
nach werden müssen.

Handel der Inseln mit Canada.

Die Franzosen in Canada unterhalten
auch ein großes Gewerbe mit den Inseln,
und sie liefern ihnen das meiste Vieh, des-
sen sie vonnöthen haben, so wol als eine
Menge Getreide, Hülsenfrüchte, trockene
Fische, und Bau- Zimmer- und Tischler-
holz, wofür sie Zucker, Taback und unter-
schiedliche andere Producte des Landes zu-
rück

rück bekommen, indem diese ganze Handlung, so wol als der Europäischen Franzosen ihre, meist nur tauschweise geschiehet, und wenig paares Geld darzu gebrauchet wird. Den Zuschuß von diesem thun die Teutschen durch Abnahme einer großen Menge Zuckers und Caffee, so aus diesen Inseln durch Frankreich zu ihnen kommt. Woraus man sieht, daß durch diesen beträchtlichen Handel, nicht nur viele tausend Fabrikanten und Seeleute in Frankreich ernähret, eine Menge tüchtiger Matrosen erzogen, die Landesproducte vortheilhaft untergebracht, sondern auch noch anderwärts her, besonders aus Teutschland, der Schweiz, Italien und andern Ländern sehr viel paares Geld herbei gezogen wird.

Wichtigkeit dieses Handels überhaupt.

Auch der Handel mit den Schwarzen geschieht auf den Inseln meist tauschweise, welcher desto beträchtlicher, je nöthiger er ist, immassen der Landbau und die Arbeit in den Zuckersiedereien blos durch diese unglückliche Sclaven unterhalten wird, womit die afrikanische und senegalische Compagnien, welche gegenwärtig mit der großen Französischen Indianischen Compagnie vereiniget sind, fortgefahren haben, die Inseln zu versehen, da sie selbige für so viel tausend Pfund Zucker, das Stück von Indien verkaufen, wie man sie zu **Portobello, Carthagena, Buenosayres** und in andern

Negerhandel auf den Inseln.

dern Pläzen der Spanischen Herrschaft in America für so viel Piasters nach den Häuptern verkaufet. Den Franzosen kommen inzwischen ihre Negers etwas theurer zu stehen, als den Engländern: hingegen aber halten sie solche auch besser, als diese und brauchen folglich weniger. Die Gerichtsstube und die Magazine der Compagnien sind zu **Martinique** angelegt, wohin die Einwohner der andern Inseln kommen, sich von daraus mit Negers zu versorgen.

Pracht und Ueppigkeit auf den Inseln.

Nicht nur die zur nöthigen Nahrung, Kleidung und Gewerben gehörige Waaren finden einen schleunigen Abgang auf den Inseln, sondern auch alles das, was zur Pracht und Ueppigkeit gehöret, welche schon zu **Labats** Zeiten auf den Inseln hoch gestiegen. Daher seidene Zeuge und zwar auch reiche, goldene Tressen, Kleinodien, Silbergeschirr, die feinsten Spizen, und was sonst zum Puz des Frauenzimmers und Ausmeublirung der Häuser erfordert wird, gut verkauft wird. Die Weiber vornemlich versagen ihrer Eitelkeit nichts; und man hat sich wegen der Bezahlung desjenigen nichts zu befürchten, was sie zu ihrem eigenen Gebrauche bestimmen. Finden sie ihre Männer ein wenig schwierig: so rühmet **Labat** die Gabe, die sie besizen, solche zu gewinnen und zu lenken; und diejenigen, welche solche nicht so gut besizen, wissen

sen vollkommen, sagt er, **Mundzucker, Mundindigo**, oder **Mundcacao** zu machen, und ihn den Kaufleuten zu geben, die das Geheimniß heiligst verwahren. Man nennet auf den Inseln Mundzucker denjenigen, welchen man bei Nachtzeit durch treue Sclaven wegtragen läßt und verkaufet, um dasjenige zu bezahlen, was man ohne Theilnehmung der Männer, oder Väter kaufet, bei denen es unerhört ist, daß man ihnen jemals den wahren Preis der Sachen saget.

Mögliche Verbesserung des Handels daselbst.

Obgleich alle die bisher genannten Waaren hinlänglich sind, den Grund zu einem sehr großen Handel abzugeben: so halten einige Reisende dennoch dafür, er könne noch vermehret werden; und die Anschläge, die man dieserwegen giebt, sind sowol an sich selbst, als auch wegen anderer Nachrichten merkwürdig, welche sie zu erklären dienen. Ist der Caffee, saget Labat, in allen unsern Inseln gut fortgekommen; warum wolte man nicht auch versuchen, Thee, Sennes, Rhebarber, Pfeffer, feine Würze, nämlich Zimmet, Nelken und Muscaten daselbst zu bauen? Warum wolte man nicht auch die Errichtung vieler eben so vortheilhaften als leichten Manufacturen versuchen?

Thee auf den Antillen.

Was den Thee betrift, so behauptet eben der Schriftsteller, er habe es wahr befun-

den,

den, daß er von Natur auf den Inseln wachse, und daß sich alles Land für ihn schicke. Er hat eine Menge zu Basseterre, und in dem Sacke von Martinik gesehen. Man nennet ihn wilden Thee, sagt er, weil er ohne Wartung wächst, welches seine Kraft etwas vermindern kann. Damit er aber keinen Zweifel dieserwegen lasse: so giebt er die Beschreibung davon, welche von diesem Abschnitte nicht abgesondert werden darf. Es ist eine Staude 4 bis 5 Fuß hoch, die von einer Hauptwurzel gestüzet wird, welche für die Staude, die sie hält, ziemlich dick und mit vielen kleinen Wurzeln, die sich ausbreiten, und einer Menge Fasern begleitet ist. Der Stamm hat nicht über einen Zoll oder anderthalb Zoll im Durchschnitte. Er treibt eine Menge gerader, zarter, biegsamer Zweige, welche sowol wie der Stamm ein wenig Mark haben. Die Rinde der Zweige ist grün und dünne; des Stammes seine dicker und blasser. Alle Zweige und Aeste, die davon herausgehen, sind überaus sehr mit kleinen festen ausgezackten Blättern beladen, die ungefähr zweimal so lang als breit, von einem schönen Grün, wol genähret, saftig und fast ohne Stiel sind. Die Blume ist ein Kelch, der aus 10 Blättern besteht, wovon die 5 äussersten grün und auf solche Art gestellet sind, daß sie die inwendigen in

dem

dem Puncte ihrer Absonderung stüzen. Diese sind weiß, zart und bis auf die Mitte ihrer Höhe gespalten. Sie halten 4 Fädchen in sich, deren Kopf mit einem gelben Staube besäet ist, mitten unter welchen ein Griffel stehet, dessen Spize mit kleinen fast unfühlbaren Körnern, wie ein weisser Staub, beladen ist. Aus dem Grunde dieses Griffels kommt die Frucht hervor. Sie ist länglich und besteht aus zween Lappen, deren jeder eine Krinne hat. Sie öffnet sich von selbst bei ihrer Reife, und ist voller sehr kleinen Samen oder runden grauen, ziemlich festen Körner, welche leicht aufgehen, wenn sie gesäet werden, und die Staude hervorbringen, deren Blätter und Blüthe dasjenige sind, was man suchet, und welche, wenn heisses Wasser darüber gegossen worden, das ordentliche Getränk der Chineser ausmachen.

Wenn diese Blätter an die Sonne geleget werden: so trocknen sie und rollen sich von selbst zusammen; welche Eigenschaft, wie der P. Labat sagt, nicht dem Thee besonders eigen ist, wie man sich eingebildet hat, weil sie bei allen Arten langer und zarter Blätter beobachtet wird. Der americanische Thee hat von Natur, wie der chinesische, einen Veilchengeruch. Er ist zwar nicht so stark: dieser Fehler aber kann von vielerlei Ursachen herkommen, als z. E.

daß er vor oder gar zu lange nach seiner Reife gesammelt worden, daß man nicht die rechte bequeme Jahreszeit und die Witterung gewählet, daß man ihn gar zu sehr in die Sonne geleget, deren Hize seinen Geruch ausziehen kann, wie es bei den Citronen- und Orangeblüthen, bei den Rosen, Jasminen und Tuberosen geschieht, die in der Sonne fast gar keinen Geruch geben, des Nachts, des Abends und Morgens hingegen die Luft einbalsamiren.

Die Aehnlichkeit dieses Thees mit dem chinesischen ist so vollkommen, daß man ihn im Tranke nicht unterscheiden kann. Labat that, zur Vermehrung der Schwierigkeit, den martiniquer in eine Büchse, worinnen Iris gewesen war, welches den Veilchengeruch vermehren konte. Wer weiß aber, sagt er, ob die Chineser, oder diejenigen, welche ihren Thee in Europa verkaufen, nicht durch einigen Kunstgriff ihm diesen Geruch geben helfen? die Officier eines Französischen Schiffes, welches aus dem großen Indien kam, beschenketen den Intendanten zu Martinique mit einem wenig chinesischen Samen. Er wurde in dem Intendantengarten gesäet; er gieng bald auf und brachte Stauden, die voller Blüthen, Blätter und Samenkörner waren, deren Gattung zu vermehren niemals schwer seyn wird, so daß sie ganz Europa und America

mit

mit Thee versehen können. Wenn man einwirft, es habe sich der chinesische Samen vielleicht auf den Inseln ausgeartet, wie es mit dem Getreide, den Erbsen u. s. w. geschieht, die man aus einem Theile der Welt in den andern versezet: so antwortet man, es kommen zwar wirklich nicht alle Europäische Samen anfänglich auf den Inseln fort: allein, auch das wenige, welches sie hervorbringen, vermehret sich nicht weniger sowol in der Größe, als Menge und Güte, wenn es wieder in die Erde gestecket wird.

Der Caffee ist ein weniger später in Martinique, als Cayenne, gebauet worden. Er ist von einem oder einem paar Stämmen gekommen, die man aus dem Königlichen Garten zu Paris dahin gebracht hatte, und welche von denjenigen gekommen waren, womit die Holländer Ludwig den XIV, beschenket hatten. Ein Hauptmann von den Trupen auf der Insel befließ sich eifrigst, sie in seinem Garten in dem St. Marienviertel zu bauen; und man sah schon 1726 ihrer eine große Anzahl auf der Insel. Diese Bäume tragen daselbst zweimal des Jahres; und wie in allen Ländern, die gegen Norden von der Linie gelegen sind, so geschieht die Wintereernte hier im Mai, und die Sommerernte im Windmonate. Labat giebt sehr gute Anschläge, nicht allein um

Martiniquer Caffee.

sie reichlicher, sondern auch den Caffee vollkommener zu machen.

Pfeffer und feine Gewürze.

Er ist überzeuget, sagt er, es könne der Pfeffer und alle feinen Gewürze mit eben dem guten Erfolge in allen Französischen Inseln gebauet werden. Er führet seine Erfahrung zum Beweise an, was den Pfeffer betrift. Von den Muscaten erzählet er, es habe einer von denen Holländern, die aus Brasilien entflohen und zu Martinique aufgenommen worden, einen Muscatenbaum mitgebracht, den er auf seinem Wohnplaze in die Erde gestecket; dieser Baum sey daselbst vortreflich fortgekommen, und würde unfehlbar Früchte getragen haben, welche zur Vermehrung dieser Bäume hätten dienen können, wenn nicht andere Holländer, die auf einen solchen Schaz eifersüchtig waren, um dessentwillen ihre Nation so viel Aufwand gemacht, und so große Kriege geführet hat, ihn bei Nacht ausgerissen und verbrannt hätten. Solte es unmöglich seyn, sezet der Verfasser hinzu, sich auf denen Inseln, wo die Nägelein und Muscaten wachsen, einige Stämme von diesen kostbaren Bäumen zu verschaffen, sie einige Zeitlang in der Insel Bourbon zu warten, auszustudieren, wie sie müssen gewartet werden, und alsdann die Art davon nach den Antillen zu bringen, wo es leicht seyn würde, einen Boden zu fin-

finden, der sich für sie entweder von Natur oder durch seine Lage schickete?

Anschläge zur Aufnahme der Handlung wegen dem Zimmet;

Die Beschreibung, welche die Portugiesen von dem Zimmetbaume auf der Insel Ceilan gegeben, läßt eben diesem Reisenden keinen Zweifel, daß dasjenige, was man auf den Inseln indisches Holz oder Bastardzimmet nennet, nicht durchaus eben der Baum sey. Es ist eben das Blatt, eben der Geruch, und eben die Frucht. „Wenn das indische Holz auf unsern Inseln viel größer und viel dicker ist, als die „ceilanischen Zimmetbäume: so muß man „keine andere Ursachen davon suchen, als „ihr ungemeines Alter. Die Rinde ist daran „auch viel dicker; und ihr Geruch hat, „wie ihr Geschmack, etwas von dem Nägelein an sich. Daher kommt es, daß „man ihn in Italien, wohin man eine ansehnliche Menge davon bringt, um ihn „zu Pulver zu stossen, Canella Garofenata, das ist, Nägeleinzimmet nennet. „Vielleicht würde man diesen Nägeleingeschmack nicht so stark in der Rinde unsers indischen Holzes finden, wenn man „nur die ganz jungen abschälete, und wenn „man nur die zweite Rinde, das ist, die „inwendige, brauchete, die allezeit feiner, „zärter und von einem lieblichern Geruche ist. „

Man weiß, daß die Portugiesen eine große Anzahl Zimmetbäume in Brasilien

haben, entweder weil sie solche mitgenommen, da sie genöthiget waren, die Insel Ceilan zu verlassen, oder weil sie solche nachher haben hinkommen lassen, oder auch, weil sie dieselben von der malabarischen Küste, die damit angefüllet ist, oder von China, oder Cochinchina, oder den Inseln Timor und Mindanao geholet haben. Denn dieser Baum findet sich in unzähligen Landen. „Es ist ausgemacht, sagt Labat, „daß die Zimmetbäume in Brasilien voll„kommen gut fortkommen, daß die Por„tugiesen sie brauchen und sehr gut befin„den. Wenn sie auch nicht so vollkommen „seyn solten, als die ceilanischen; ist es „wol vernünftiger, sie auf den Französi„schen Inseln zu vernachlässigen, als es in „Champagne seyn würde, alle Weinber„ge umzureissen, welche nicht den allervor„treflichsten Wein hervorbringen, und lie„ber Wasser trinken, als mittelmässige „Weinberge bauen wollen? Unsere Insu„laner mögen nur ihr indisches Holz war„ten, welches von Natur bei ihnen wächst; „sie mögen Sorge tragen, sie umzuhauen, „wenn sie gar zu groß werden; sie mögen „sie alle drei Jahre schälen, und nur die „zweite Rinde davon nehmen, sie werden „ihrer Nation einen beträchtlichen Dienst „leisten, wenn sie ihr dasjenige guten „Kaufes verschaffen, was ihr die Frem-

den so theuer verkaufen; und der Vor- „
theil wird eben so groß für sie selbst we- „
gen der Einkünfte seyn, die sie von einer „
Waare haben werden, die ihnen wenig „
Arbeit und Aufwand kosten wird.„

Was man unten von dem **Canificier** oder dem Baume, welcher die Cassia trägt, sagen wird, muß zu erkennen geben, wie unnüz es sey, eine Specerei, die man aus unsern Inseln durch Umsaz gegen andere Waaren erhalten kann, mit großen Kosten aus der Levante kommen zu lassen. Dieser Handel muß stets für den vortheilhaftesten gehalten werden, vornämlich da die Cassia von den Inseln für die beste erkannt wird, und man sie stets viel frischer haben kann. wegen der Cassia;

Ausser dem **Canificier**, welcher ein sehr großer Baum ist, haben die Inseln auch eine Staude, welche man, wiewol sehr uneigentlich, **Cassienstrauch** (Cassier) nennet; denn sie trägt keine Art von Cassia. Ueber dieses ist sie schwach, wächst nicht über zwei bis drei Fuß hoch, und trägt keine andere Frucht, als sehr kleine Schoten, welche ihr Samenkorn enthalten. Ihre Blätter nur sind gut, welche den Sennesblättern so gleich sind, daß man sie unmöglich von denen unterscheiden kann, die man aus der Levante bringt, mit dem Unterschiede, daß sie alle ihre Kraft in einem noch höhern Grade haben. Die klügsten

Einwohner der Inseln brauchen keine andere, und nehmen nur etwas weniger davon ein. Warum kommt ihr Gebrauch nicht auch nach Frankreich?

der Rinden zur Gerberei; Wenn man nur die Rinde von den Pasetuvenbäumen oder den Mangeln in dem salzichten Wasser, nach der Beobachtung die man schon davon angeführet hat, zur Gerbung des Leders brauchen wolte: so würde dieses schon der Gegenstand von einem sehr guten Handel seyn. Er könte in ganz Italien anstatt gewisser Eicheln, die man **Valonea** nennet, und von den Küsten von Dalmatien, den Inseln des Archipelagus und aus der Levante zur Gerbung des Leders holet, eingeführet werden.

der Oelbäume; Es scheint gewiß zu seyn, daß die Oelbäume auf den Französischen Inseln vollkommen gut fortkommen, daß sie viel mehr und überflüssiger, als in Europa, tragen, und nicht so dem Froste ausgesezet seyn würden, wovon sie ausgehen. An statt daß sie das Vieh hindern solten, auf den Savannen zu weiden, würden sie ihm vielmehr Schatten geben. Die wilden Oelbäume wachsen daselbst in den Gehölzen und ohne die geringste Wartung vollkommen. Wird man wol in Ansehung der freien Oelbäume an eben dem Erfolge zweifeln, wenn sie gut gewartet würden? Man hat so gar ein Beispiel von einigen Versuchen, die gut aus-

ausgeschlagen sind. Nur die Gleichgültigkeit und Schläfrigkeit der Einwohner beraubet sie eines so kostbaren Gutes. „Befürchten sie, fraget Labat, es möchte das „Oel, welches sie bei sich machen, dem „aus den mittäglichen Provinzen Frank„reichs schaden? Allein, jedermann weiß, „daß die Provence und Languedoc nie„mals vermögend gewesen sind, so viel zu „schaffen, als für das ganze Königreich „nöthig ist, und daß die Kaufleute ver„bunden sind, Oel aus Spanien, Por„tugall, von den genuesischen Küsten, „aus dem Königreiche Neapolis und Si„cilien und von vielen andern Orten zu „holen, das Königreich damit zu versorgen.„

Eine Privatperson hatte unternommen, eine Glashütte zu Martinique anzulegen, als sein Unternehmen durch den Krieg 1688 unterbrochen wurde. Es ist zu verwundern, daß man seitdem nicht wieder darauf gefallen ist. Der Erfolg davon ist nicht ungewiß, weil man in dieser Insel alles hat, was zu dieser Manufactur gehöret. Es findet sich Farnkraut von allerhand Art daselbst; die weissen Kiesel sind in den dasigen Flüssen im Ueberflusse, und die Mitte der Insel ist voller Gehölze. Wenn man keinen Absaz in Frankreich hoffen kann, wo der Glashütten schon viele sind: so würde man doch einen ansehnlichen Gewinnst von

der Glashütten;

dem Abgange der Insel selbst und noch mehr bei seinen Nachbaren auf dem festen Lande haben, wo alle Glaswaaren gut ins Geld würden gesezet werden.

Es finden sich auf den Französischen Inseln viele Gummi von verschiedenen Arten. Labat verwundert sich, daß zween Naturkundiger, als **Surian** und der **P. Plümier**, welche der Hof lange Zeit unterhalten hat, dergleichen zu beobachten, diesen Artikel verabsäumet haben. Bisher hat niemand daran gedacht, sagt er, dieses Geschenk des Himmels zu sammeln, noch auch versuchet, den geringsten Handel damit zu treiben. Ist es Unwissenheit oder Trägheit?

dem Schwefel und Alaun; Die Schwefelgrube zu Guadaloupe giebt Alaun und Schwefel im Ueberflusse. Obgleich diese beiden Waaren nicht sehr kostbar sind: so werden sie doch gebrauchet und man verthut viel. Man sieht zu Civita vecchia eine Menge Barken aus der Provence und Languedoc, welche Alaune laden, die man zwo oder drei Meilen weit von dieser Stadt machet, und andere, welche Schwefel einnehmen, den man von verschiedenen Orten aus dem Kirchenstaate und Toscana dahin bringt. Warum will man aus einem fremden Lande dasjenige holen, was man bei sich findet?

dem Safran; Die Spanier, die Italiäner, die Türken und alle Asiater sowol, als die nordischen

schen Völker verbrauchen eine ungeheure Menge Safran. Sie mengen solchen in alles, was sie essen, in der Meinung, es sey für die Brust nichts besser. Labat unternahm, auf diese Beobachtung, den Bau dieser Pflanze auf den Französischen Inseln einzuführen, wo man nicht zweifeln kann, daß sie nicht glücklich fortkommen und mehr bringen werde, als in Europa. Er belehrete sich in der Grafschaft Avignon, wie das Erdreich beschaffen und liegen müsse, welches sich dazu schicke, um welche Zeit man die Zwiebeln in die Erde legen und wieder ausheben müsse, wenn sie reif werde, kurz von allem, was er zu seiner Absicht nöthig zu seyn glaubete. Er kaufete einen ganzen Zentner solcher Zwiebeln, die er nach den Inseln einschiffen ließ. Er sparete weder Aufwand noch Fleiß; er vermocht einen jungen Menschen, aus der Grafschaft, welcher den Safranbau vollkommen wol verstund, daß er mit ihm nach America reisete. Allein, da sich andere Ursachen diesem Anschlage widersezet hatten: so blieb das Unternehmen ausgesezet, und die Zwiebeln wurden nicht geachtet. Indessen bleibt doch Labat dabei, daß die Einwohner der Insel Vortheil davon haben würden, wenn sie eine Pflanze baueten, die weder Unkosten noch Arbeit fordert, und die ihnen jährlich zwo Ernten geben könte,

da man sich in Europa für glücklich schäzet, wenn man nur eine mittelmässige erhält, woraus denn bald ein Ueberfluß entstehen würde, welcher den Grund zu einer sehr großen Handlung abgeben könte.

der Seide;

Man hatte zu Martinik unternommen, Seidenwürmer zu ziehen. Ein Provenzer, Buchhalter bei der Compagnie von 1664 hatte angefangen auf seinem Wohnplaze in dem St. Marienviertel von Cabesterre Seide zu machen; und seine Versuche hatten so vielen Erfolg, daß ihm Ludwig der XIV, da er einige Strennen davon nach Hofe geschickt hatte, ein Jahrgeld von 500 Thalern gab, um die Nacheiferung zu erwecken. Allein, diese Manufactur ist ebenfalls aufgegeben worden, unter dem Vorwande, die Ameisen zernichteten die Würmer, die Bälge und die Eier; gleich als wenn es so schwer gewesen wäre, sezet Labat hinzu, die Würmer vor diesen Insecten zu verwahren. Es sind in der Insel noch sehr viel weisse Maulbeerbäume übrig, welche einzuladen scheinen, eine solche reiche Handlung wieder vorzunehmen; wobei noch der Vortheil ist, daß man die Eier, da die Bäume beständig voller Blätter sind, sogleich kann ausbrüten lassen, wenn sie geleget worden, und sich also einen immerwährenden Nuzen verschaffen kann.

Die Baumwolle auf der Insel übertrift

an

an Schönheit, an Länge, an Feinheit und an Weisse die aus der Levante. Die Staude, welche solche trägt, kommt so leicht fort, daß, wenn man diesen Handel aufmunterte, die Französischen Inseln dem Königreiche und den benachbarten Staaten mehr Baumwolle liefern könten, als sie verbrauchten. Warum muß man denn nach der Türkei gehen? Es würde genug seyn, sagt Labat, den Fleiß und die Arbeit aufzumuntern, wenn man in Frankreich die Einfuhre der ausländischen Baumwolle verböte; es würde der Nation gar bald ein überaus großer Vortheil davon zufliessen. Man könte aber in den Inseln selbst den Vortheil noch weiter treiben, den man davon hat. Die Einwohner dürften sie nur bei sich verarbeiten. Sie haben Stühle, Hamacken zu machen; sie könten auch welche halten, Zeuge zu weben. Es fehlet ihnen nicht an Farben, solche zu färben. Diese Arbeit würde eine Menge müssiger Weiber und Negern beschäftigen, die zur Arbeit entweder noch gar zu jung oder zu alt sind. Wenn einige Ursache hinderte, feine Zeuge zu machen: so könte man Manufacturen zu grobem Catune errichten, wie der, den man auf dem mittelländischen Meere zu Segeln auf den Schiffen und Galeeren brauchet. Man könte dazu die Baumwolle von den Inseln, statt der aus der der Baumwolle,

der

der Levante anwenden; und diese Zeuge würden nicht so theuer seyn. Auf der andern Seite stricken die Creolenweiber und Mägdchen baumwollene Strümpfe von einer erstaunlichen Schönheit und die von weisser Baumwolle, welche man scharlachroth färben läßt, beschämen die seidenen. Diese Arbeit aber ist so langwierig, daß sie das Gewirkte sehr theuer machen. Könte man sie nicht abkürzen und den Wehrt vermindern, wenn man den Gebrauch der Strumpfwirkerstühle auf der Insel einführete, wovon man in Europa so vielen Vortheil hat? Labat beklaget sich, daß man bis auf seine Zeit die Baumwolle der Inseln noch weiter zu nichts gebrauchet hat, als Schlafröcke damit auszustopfen, oder Kopfküssen daraus zu machen, und daß es nicht einmal erlaubt gewesen, solche in die Häfen des Königreiches einzuführen, weil man sie in den Hutfabriken unter die Castorhaare mengen könte. Was für Gefahr würde dabei seyn, fragt er; und was thut es dem gemeinen Besten, wenn eine besondere Compagnie ein wenig Nachtheil davon hätte? Man könte sie aber doch wenigstens spinnen, (*) um Strümpfe,

(*) Ob sie gleich kurz und sehr fein ist: so ist sie doch viel länger, als das Castorhaar, welches sich gut spinnt. Man spinnt auch das, was die Italiäner *Lana sucida* nennen, welche Art von Wolle in dem Tarenterteiche in Calabrien

Strümpfe, Handschuhe, Hosen und andere Dinge daraus zu machen, die eben so warm als leicht seyn würden. (*)

Die Schafwolle wird auf den Inseln eben so wenig geachtet. Man überläßt die Sorge, die Schafe zu scheeren, den Dornen der Gesträuche, woran sich die Wolle dieser Thiere anhängt. Ob sie gleich mit der spanischen nicht zu vergleichen ist: so würde sie doch ihren Nuzen haben, wenn sich einige die Mühe geben wolten, sie zu brauchen. Wenn man aber vortrefliche Wolle haben wolte: so ist kein Land in der Welt, dessen Weide besser für die Schafe ist. Es würde nur die Schwierigkeit seyn, daß man Schafe von spanischer Art dahin brächte. Innerhalb 10 Jahren würde man spanische Heerden haben, deren starke und weiche Wolle die Manufacturen des Landes und des Königreiches versehen könte. Mit was für Sorgfalt die Spanier sich auch bemühen, das Austreiben ihrer Schafe aus dem Lande zu verhindern: so kann man doch mit Gelde alles ausrichten. Ueber dieses sind sie nicht allezeit immer gleich achtsam; weil die Schiffe, die nach Spanien handeln, täglich Schafe und Hammel daraus mitbringen. Endlich so geben alle Be-

der Schafwolle.

ob-

wächst, und nicht allein viel kürzer ist, sondern auch schwerer sich zu vereinigen scheint. Man suchet sie ihrer Wärme wegen.

(*) Diß ist in neuern Zeiten alles geschehen.

obachtungen zu erkennen, daß kein Erdreich dem spanischen gleicher, als das auf den französischen Inseln, und folglich auch keines fähiger sey, schöne Wolle hervorzubringen.

der Ziegen. Die Ziegen sind daselbst im Ueberflusse. Ihr Haar ist schön; und so lange man sehr weit geht, dergleichen zu suchen, um allerhand Zeuge daraus zu machen, so läßt man nicht allein das Beste verloren gehen, was man vor den Augen hat, sondern man denket auch nicht einmal daran, es zu sammeln. Die Ziegenfelle, Bockfelle und junge Böckchenfelle, könten in der Insel gegerbet oder wenigstens roh nach Frankreich geschicket werden. Indessen werden sie doch vernachlässiget. „Ich habe auf den Inseln des „Windes, sagt Labat, sogar die Rindshäute verachten gesehen; da doch zu St. „Domingo die Bucanier die wilden Ochsen nur um der Häute wegen tödteten. „In Wahrheit, seitdem die Inseln des „Windes ordentliche Schlachtbänke haben: so läßt man die großen Häute nicht „mehr umkommen. Wenn man aber auf „den Nuzen acht hat, den man von den „Häuten, der Wolle und den Haaren „ziehen kann: so wird man denjenigen bedauern, dessen man sich beraubet hat.„

Die Inseln Ste. Croix und St. Bartholomäus, das große Land von Guadaloupe,

die

die Gebirge von Martinik und Grenada, sind voller köstlichen Holzes, welches man in der Vergessenheit läßt, oder welches man unvorsichtiger Weise verbrennet, ohne zu erwägen, daß eine große Anzahl von diesen Bäumen in Brettern oder Blöcken in Europa sehr theuer würde verkaufet werden. Man holet das Ebenholz sehr weit her, und alle diese Inseln sind damit angefüllet. Das Brasilienholz, das Bresillet, das gelbe Holz und eine Menge andere Hölzer, (*) die auf gleiche Art zum Färben geschickt sind, finden sich an allen genannten Orten. Holzhandel.

Die **Poussolane** ist, unter dem Namen des rothen Mörtels, sehr gemein in Guadaloupe. Es findet sich auch welche in Martinique, vornemlich bei dem Fort St. Pierre und in allen Mornen des niedern Landes, die nahe an der See sind. Indessen holen doch die Franzosen solche täglich aus Italien und kaufen sie sehr theuer. Man thut den Vorschlag, damit es in Frankreich nicht daran fehlen möge, daß man die Verordnung ergehen lasse, es sollen alle Hauptleute derer Schiffe, die nach den Inseln gehen, ihren Ballast in das Poussolane.

L Meer

(*) Man hat das Violetholz von Guadaloupe bis auf zehn Sols das Pfund verkaufet, da man es für wahrhaftes Ebenholz ausgegeben. Die Künstler haben Tobacksreiben und sogar Tobackstosen daraus gemacht.

Meer werfen und sich bei ihrer Zurückkunft mit Poussolane belasten. Die Einwohner, auf deren Ländereien sich dieser Sand findet, werden einigen Nuzen von einer sehr leichten Mühe haben, daß sie ihn bis an das Ufer schaffen; und die Kaufleute werden Vortheile dabei finden müssen, daß sie eine Materie verkaufen, die ihnen statt einer andern gedienet hat, wovon sie keinen Gewinnst haben konten.

Wenn man endlich das Ministerium loben muß, daß es zu verschiedenen Zeiten erleuchtete Männer in die neue Welt geschicket hat; einige die Pflanzen abzuzeichnen; andere Zergliederungen anzustellen; andere astronomische Beobachtungen zu machen und die Gestalt der Erde zu bestimmen: so kann man auch wünschen, daß der König und seine Staatsbedienten eben die Ehre auch der Handlung erwiesen; das ist, daß sie einige vernünftige, geschickte und dem Besten ihrer Nation ergebene Männer nach den Inseln schicketen, um alles dasjenige sorgfältig zu untersuchen, was das Land nüzliches hat, und Erfahrungen anzustellen, die keinen Zweifel übrig liessen. Es würde dem Herrn zukommen, darauf Mittel zu erfinden, seine Unterthanen durch Gnadenbezeugungen und Belohnungen zur Arbeit aufzumuntern. Wenn man einwirft, der Anschlag, nur dasjenige bei einer

ner Nation zu brauchen, was auf ihrem Grunde und Boden gezeuget wird, gehe auf den Verfall der Handlung mit den Fremden, und folglich auch auf den Verfall eines Theiles der Schiffahrt: so antwortet Labat dreust, es habe der große Colbert, welchem dieser Einwurf nicht unbekannt war, dennoch nicht unterlassen, in Frankreich Spiegelfabriken anzulegen, ohne sich darum zu bekümmern, was solche für Nachtheil dem Französischen Handel mit den Venetianern bringen könte; man hatte nicht mehr Achtung für die Holländer, als man den Dieppern erlaubete, den Häring zu fangen und einzusalzen, anstatt daß man sich sonst aus Holland damit versah; noch für die Florentiner und Genueser, da man Fabriken von Goldstücken und seidenen Zeugen anlegete; noch für die nürnbergischen Künstler, als man ihrem Beistande wegen allerhand Kleinigkeiten entsagete.

Zuckerbau.

Allen diesen Beobachtungen, deren Wichtigkeit sich einsehen läßt, glaubet man noch eine umständliche Nachricht von dem vornehmsten Zweige der Handlung auf den Inseln beifügen zu müssen; welcher der Zuckerrohrbau, und die Zuckerfabrike ist, woraus man von dem Reichtume ihrer Einwohner oder wenigstens demjenigen urtheilen kann, den sie sich von ihrer Arbeit und ihrem Fleisse versprechen können. Man verschiebt alles,

was die Eigenschaft dieser Pflanzen selbst anbetrift, in den Abschnitt von der Naturgeschichte, und will sich hier nur bei dem ökonomischen Theile, das ist, bei allem demjenigen aufhalten, was zur Bildung und Regierung dessen, was man einen Wohnplaz nennet, nöthig ist.

Entwurf eines schönen Wohnplazes und des Nuzens, den man daraus ziehen kann.

Eine Strecke Landes von 3000 Schritten lang und 1000 breit, ist hinlänglich, einen sehr schönen Wohnplaz zu bilden. Labat nimmt hier alle die Einsichten zusammen, die er aus einer langen Erfahrung gezogen hatte, um ihn so vorzustellen, als er wünschen möchte, sagt er, daß er ihn für sich selbst einrichten könte. Da er voraussezet, daß er sich den Grund und Boden selbst wählen könne: so wünschet er einen Fluß, welcher ihn von seines Nachbars seinem absonderte, und sogar auf jeder Seite einen, wenn es möglich wäre. Er würde die ganze Breite der Strecke Landes zur Savanne lassen, von dem Ufer des Meeres an bis 300 Schritte hinauf. Wäre das Land in einer Cabesterre, wo die Ostwinde, welche unaufhörlich daselbst wehen, die Savannen versengen: so würde er am Ufer des Meeres eine starke Reihe großer Bäume 40 bis 50 Schritte breit lassen, die Savannen zu bedecken, und dem Viehe bei der großen Hize zur Zuflucht zu dienen. Finde sich diese Bequemlichkeit

nicht,

nicht, weil das Land schon umgerodet wäre: so wolte er daselbst Birnbäume pflanzen, welche allein im Winde wachsen und ihm widerstehen. Ausser dem Vortheile, welchen sie bringen, die Savanna und das Vieh zu decken, sind sie auch zu unzähligen Werken sehr gut, und wachsen sehr geschwind. Man muß sie nach der Symmetrie pflanzen, damit sie eine Zierde abgeben; weil es nichts mehr kostet, als wenn man sie ohne Ordnung pflanzet.

Wenn der Boden einige Höhe gegen die Mitte seiner Breite zu etwas über den 200 Schritten hat, die man zur Savanna läßt: so ist solches der Ort, den man erwählen muß, um das Herrnhaus allda zu bauen. Es muß auf solche Art gerichtet seyn, daß es vorn nach der See zu oder wenigstens dem Hauptgange zu sieht und daß die ordentlichen Winde nur schräg hineinstreichen; ohne welches sie unerträglich sind, wenn sie gerade auf die Fenster stossen, die man ihrentwegen beständig zuhalten muß. Man half solcher Unbequemlichkeit gleichwol zu Labats Zeiten durch Vorsezfenster von klarer Leinwand ab. Denn der Gebrauch der Glasfenster war im 1705 Jahre auf den Inseln noch nicht eingeführet. Allein, es war nicht weniger beschwerlich, in einem Hause eingeschlossen und der Kühle einer wol angebrachten frischen Luft berau-

bet zu seyn. Als die Wälder noch in großer Anzahl auf den Inseln waren: so waren alle Häuser von Holze, und nach der gemeinen Meinung viel gesünder, als die gemauerten Gebäude. Allein, das selten gewordene Holz hat andere Grundsäze annehmen lassen. Da man angefangen, von Steinen zu bauen: so hat es einem auch nicht an Gründen gefehlet, sich besser dabei zu befinden. Diese Gebäude sind weit sicherer, dauern viel länger, erfordern weniger Ausbesserungen und sind der Feuersgefahr nicht so unterworfen. Die Orcane können keinen solchen Schaden daran thun. Endlich ist die Dicke der Mauer viel fähiger, nicht nur der Heftigkeit des Tages und des Abends, sondern auch der scharfen Kälte zu widerstehen, die sich gegen das Ende der Nacht empfinden läßt. Die Erdbeben sind zwar darinnen mehr zu fürchten, als in den hölzernen Gebäuden: allein, sie sind selten auf den Inseln.

Das Haus muß einen Garten, Haushaltungsgebäude, Magazine, eine sogenannte **Purgerie** und ein Gebäude zum Zuckertrocknen neben sich haben. Die Mühle und Zuckersiederei müssen etwas, jedoch nicht gar zu weit, davon entfernet seyn, damit der Herr dasjenige leicht sehen könne, was darinnen vorgeht, ohne von dem Geräusche darinnen beschweret zu werden.

den. Die Casen der Negern müssen stets unter dem Winde des Hauses und der andern Gebäude seyn, der Feuersgefahr wegen. Obgleich diese Casen von sehr geringen Materialien sind: so muß man dennoch nicht verabsäumen, sie ordentlich zu bauen in einiger Entfernung von einander, durch eine oder zwo Gassen abgesondert, an einem trockenen und offenen Orte, mit einer ungemein großen Sorgfalt, die Sauberkeit darinnen herrschen zu lassen. Der Parc, worein man bei Nacht das Vieh treibt, muß an der Seite seyn. Da alle Negern also dafür stehen müssen: so ist ihnen daran gelegen, daß man nichts bei Nacht davon stiehlt. Die besten Hecken zur Einschliessung der Zuckerrohrfelder, der Gärten, der Parke, und anderer Oerter, die man verzäunen will, sind die gemeinen oder Orangenbäume. In Ermanglung ihrer brauchet man das unsterbliche Holz dazu. Die Ursache, warum man vielmehr an der Seite, als in der Mitte, einen Fluß wünschen muß, ist, weil seine Verheerungen daselbst, wenn er austritt, weniger schädlich sind. Allein, er mag auch fliessen, wo er will, so muß man einen Graben ziehen, damit man eine Wassermühle an dem bequemsten Orte, es sey nun wegen seiner Lage oder in Ansehung des Herrn Hauses, anlegen könne. Man muß auch Sorge

tragen, das Wasser so zu leiten, daß man es von da zu den andern Gebäuden und zu den Negercasen bringen kann, wo es von einem unendlichen Nuzen ist.

Alle Gebäude, die Gärten, der Parc und was dazu gehöret, können einen Raum von 300 Schritten ins Gevierte einnehmen, welcher, wenn er in der Mitte genommen ist, für die Zuckerröhre den Raum auf beiden Seiten und über der Mühle lassen wird. Die entferntesten also würden nur ungefähr 400 Schritte seyn, welches von einer ungemeinen Bequemlichkeit in Ansehung des Zufahrens und des Weges der Negern nach dem Arbeitsorte seyn würde. Der Boden zu den Zuckerröhren wird 300 Schritte breit auf jeder Seite der Niederlassung und 300 Schritte lang seyn, welches 21 Vierecke von 100 Schritten hervorbringen wird; und wenn man 400 über der Niederlassung nach der ganzen Breite des Bodens sezet, welcher 1000 Schritte ist, so wird man noch 40 andere Vierecke von 100 Schritten haben. Dieß wird 51 Vierecke jeden von 100 Schritten ausmachen, welche genug seyn werden, jährlich über 7000 Zuckerformen zu geben, wenn man die Röhre die einen nach den andern in einem Alter von 15 bis 16 Monaten nimmt.

Ausser dem Manioc und denen Pataten, die

die man in den Gängen pflanzet, welche die Zuckerrohrstücken von einander absondern, muß man für diese beiderlei Gewächse, für den Maiz, die Ignamen und andere Gewächse und Hülsenfrüchte einen gewissen Theil Landes über den Stücken bestimmen, und vornemlich das Holz zu Rathe halten, welches noch steht, in der gerechten Ueberredung, man werde es nur gar zu zeitig alle werden sehen, in was für einem Ueberflusse es auch seyn möge. So wie man das Holz abhauet zum Brennen, so muß man eine Cacaopflanzung dafür anlegen, wenn sich der Boden dazu tüchtig befindet. Dieß ist eine eben so schäzbare Waare, sowol weil man sie leicht machet, als auch wegen des Gewinnstes, den man daraus ziehen kann. Der Besizer von einem Wohnplaze, so wie man ihn hier vorstellet, kann ohne weitere Unkosten, als daß er die Zahl von 15 Sclaven auf 20 vermehret, 100000 Cacaobäume unterhalten und seine Einkünfte jährlich auf 40000 Franken vermehren, wenn man voraussezen wolte, daß 100000 Stämme einen in den andern gerechnet, nur ein wenig über ein Pfund Cacao hervorbrächten; und daß diese Waare nur für 7 oder 8 Sols das Pfund verkaufet würde. Ueber dieses kann diese Vermehrung der Sclaven mit der Wartung der Cacaobäume auch noch die

Sorgfalt verbinden, den ganzen Wohnplaz mit Maniocmehle zu unterhalten.

Wenn man sich wundert, daß so viel Land zur Savanna bleiben soll: so versichert Labat, man müsse in dem Wohnplaze, den er sezet, wenigstens so viel für 48 Ochsen haben, welche zu den Fuhren nöthig sind. Ueber dieses erfordert er unumgänglich 21 Kühe mit ihrem Gefolge, entweder zum Milchgeben, oder die abgehenden Ochsen zu ersezen. Man wird also nicht weniger als 100 Stück Hornvieh finden, welche das ganze Jahr hindurch von dem unterhalten werden müssen, was die Savanna trägt. Wenn man nur eine Roßmühle hat: so hat man noch mehr Vieh zu ernähren. Man brauchet 24 zur Mühle, 5 oder 6 zur Ersezung, einige Stuten mit ihren Füllen, welches sich auf 50 Pferde belaufen kann, die mehr fressen, als 100 Stück Rindvieh, weil diese nur einen Theil des Tages, jene aber Tag und Nacht fressen. Man kann sich nicht entbrechen, auch eine Heerde Schafe und Ziegen zu halten, ohne welche die Ausgabe sich vermehret, und oftmals wird man schlecht bedienet. Die Schafe müssen niemals auf der Savanna waiden, weil sie gewohnet sind, das Gras bis auf die Wurzel abzunagen, welches denn hindert, daß es nicht wieder aufschießt; und ihr Koth verbrennet

net es. Das einzige Mittel ist, daß man sie auf die Felsen längst der See schicket, wo das kurze, trockene und salzichte Gras unendlich besser für sie ist, sie besser mästet, und ihr Fleisch weit schmackhafter machet, als auf der besten Savanna. Man muß auch dafür sorgen, daß man die Savannen ausgäten läßt, weil das Vieh überall die Körner von den Früchten verstreuet, die es frißt, und eine Menge anderer schlechten Pflanzen darauf wächst.

Ein Einwohner, welcher allen Nuzen von seinem Gute haben will, muß, nach dem P. Labat alles für sich selbst erwägen: er muß aber nicht vielerlei verschiedene Arbeiten auf einmal unternehmen; er muß eine auf die andere folgen lassen, vorher sehen, was er ausführen muß, und nicht ein Unternehmen aufgeben, um ein anderes anzufangen. Eine weise und ordentliche Aufführung läßt am Ende des Jahres eine Menge Arbeiten vollendet finden. Es ist ein sehr wichtiger Punct, daß man den für den Wohnplaz nöthigen Vorrath zu rechter Zeit anschaffe, das ist, wenn viele Schiffe angekommen sind, und der Preis der Waaren mittelmässig ist. Man muß von Europa diejenigen kommen lassen, die auf der See nicht verderben, als Mehl, Leinen und Eisenwerk, Gewürze, Schuhe, Hüte, so gar Butter, Licht, Wachs und die

mei-

meisten Arzeneien. Man muß, nachdem die Zeiten sind, nachdem die Fracht theuer oder wolfeil ist, das Pökelfleisch, als Rindfleisch und Speck kommen lassen. Was den Wein, Brantewein, Oel und andere Getränke betrift, so lauft man Gefahr, sie auf den Inseln viel theurer zu bezahlen, als wenn man sie für seine eigene Rechnung kommen läßt, wofern man nicht an der Ladung eines Schiffes Theil hat. Die Einwohner aber lassen sich wenig damit ein; und man hat stets angemerket, daß diejenigen, die sich damit eingelassen, nur ihren Untergang dabei gefunden haben.

Die Inseln haben wenig in die Erde gegrabene Keller; und diejenigen, welche man daselbst sieht, sind schlecht. Man hat diejenigen Kellergewölbe mit kleinen Fenstern an der Windseite lieber, damit man frische Luft hinein lassen könne. Sie müssen niemals gegen Mittag liegen. Wenn diese Bequemlichkeit fehlet, so ergreift man die Partei, und sezet den Wein in Bouteillen oben auf den Boden in eine Kammer. Er hält sich daselbst vollkommen wol, wenn nur die Sonne nicht darauf scheint, und er Luft und Wind hat. Die Franzweine wollen in Fässern verwahret werden. Die Spanischen, die von Madera und den Canarien erhalten sich sehr lange, blos mit der Vorsicht, daß man die Fässer immer auf-

auffüllet. Beide aber laufen keine Gefahr, umzuschlagen, wenn man sie auf die großen Provenzer Bouteillen zieht. Man machet welche in Bretagne, die nicht so groß sind, aber von einem weit stärkern und dickern Glase. Sie dienen, die Provenzer abzufüllen, die man nicht anbrechen muß, ohne sie ganz abzulassen. Man ahmet hierinnen den Engländern nach, welche in allem, was den Gebrauch der Getränke betrift, vortrefliche Muster sind. Wenn man eine Menge Rindfleisch und Speck hat: so würde man es nicht lange erhalten, wenn man nicht Sorge trüge, es in einer guten Sole liegen zu lassen, womit die Fässer allezeit angefüllet seyn müssen. Ein anderer Nuzen der Einwohner ist, daß sie ihren Zucker und alle ihre Güter für baar Geld oder wenigstens auf sichere Wechsel verkaufen, und nur dasjenige, was sie kaufen, in Zucker oder mit andern Gütern, die bei ihnen gezeuget werden, bezahlen. Labat wiederholet es mehr als einmal, dieß sey das Geheimniß reich zu werden. „Diese Art, sagt er, versichert sie des Abganges ihrer Güter. Sie müssen vielmehr ein wenig nachlassen, wenn sie für baar Geld verkaufen, als daß sie gar zu hartnäckig auf ihren Preis stehen bleiben, mit Gefahr, sie möchten die Zeit des Verkaufes verstreichen lassen.„ Ihr Vortheil ist auch,

daß

daß sie vielmehr auf den Inseln für baar Geld oder auf Wechsel verkaufen, als daß sie ihre Güter nach Frankreich schicken, weil die Fracht, die Zölle für die Einfahrt, die Taxen, die Gefässe, das Compagniegeld, der Niederlagenzins, die Hafereien, und die Commissionsgebühren den eigentlichen Gewinnst, und zuweilen noch wol einen Theil von dem Hauptstamme hinnehmen, und den Eigentümer lange Zeit wegen des Schicksales seiner Waaren in Unruhe lassen. Ausserdem ist er stets Herr, Waaren zu machen, so viel es sein Grund und Boden zuläßt, da hingegen die Erfahrung ohne Unterlaß lehret, daß es nicht allezeit in seiner Macht steht, Geld zu machen. Fraget man nun nach dieser merkwürdigen Lehre, wie viel Negern in einem Wohnplaze nöthig sind: so glaubet Labat, man könne nicht unter 120 Negern haben, wenn man sezet, daß sich nur eine Zuckersiederei von 6 Kesseln, nebst zween Kesseln zum raffiniren oder die Sirope zu kochen, darinnen findet. Er lehret uns, zu was für Geschäften sie gebrauchet und vertheilet werden. Ein jeder wolversehener Kessel, worinnen man weissen Zucker machet, brauchet einen Neger; diejenigen, worinnen man nur rohen Zucker bereitet, erfordern einen zu zween Kesseln. Die erstern aber müssen, wenn sie sollen recht abgewartet werden,

den, so viel Negern haben, als man Kessel hat, ohne den Raffinirer zu rechnen, und zuweilen finden auch die sechs Negern und der Raffinirer so viel zu thun, daß sie kaum Zeit haben, zu essen. Man brauchet drei Negern zu den Oefen, wenn man sechs Kessel hat; ihre Arbeit ist sauer und dauret beständig, vornemlich wenn man nur Stroh, Abgang von den Zuckerröhren und nur solches Holz hat.

Die **Purgerie** erfordert drei Leute. Zu gewissen Zeiten sind sie darinnen nichts nüze. So bald man aber drei Wochen in der Zuckersiederei gearbeitet hat, so haben sie bei denen Verrichtungen, die sie angehen, alle Hände voll zu thun; und, wenn sie ohne Arbeit bleiben, so können sie zum Holzfällen mit denjenigen gebrauchet werden, die dazu bestimmet sind.

Man kann nicht weniger als fünf Negerinnen in der Mühle haben. Die Arbeit ist zu viel für viere, vornemlich wenn die Röhre geschwind kochen; und bei der Sorge die Kessel unaufhörlich damit zu versehen, müssen sie auch Zeit haben, die Mühle zu waschen, die ausgeleerten Rohrstrünke, welche getrocknet und verbrannt werden sollen, abzusondern und in Bündel zu bringen.

Man brauchet nur eine Negerin, die Filze zu waschen, welche den **Vezu** durchzulassen dienen, das ist, den ersten Saft,

der

der aus den Kesseln kommt; die Zuckersiederei auszukehren, und zu andern dergleichen Werken. Sie dienet auch, die Sirope und den Schaum zu tragen, die Kessel voll zu machen, und die Canote anzufüllen.

Man nimmt vielmehr eine Negerin, als einen Neger, zum Branteweinbrennen; weil man voraus sezet, daß eine Weibsperson dem Saufen nicht so ergeben ist, als eine Mannsperson. Weil indessen diese Regel nicht unfehlbar ist, so kommt es einem Herrn viel darauf an, daß er eine vernünftige Negerin wählet, die sich niemals vergißt.

Ein Zuckerwerk, so wie man es abgeschildert hat, kann nicht ohne vier **Cabruetten** seyn. Diesen Namen giebt man den Karren: drei sind genug, eine ordentliche Mühle zu versehen: der vierte aber ist unumgänglich nöthig, das Holz nach den Oefen, und den Zucker nach dem Magazine zu fahren, und den andern bei dringenden Gelegenheiten zu helfen. Man brauchet acht Personen, vier Cabruette zu führen, vier Kerle und vier Kinder von 12 bis 13 Jahren, welche vor den Ochsen hergehen müssen. Man brauchet acht Ochsen zu jedem Cabruet, weil man ein Gespann nur einmal des Tages kann arbeiten lassen. Die Sorge für die Ochsen ist ein sehr beschwerliches Amt auf den Inseln. Man

muß

muß sie nicht allein täglich striegeln, sondern sie auch in der See waschen, ihnen die Zecken abnehmen, ihnen zuweilen die Bärte ausraufen, das ist, gewisse Auswüchse von Fleische, die sie unter der Zunge bekommen, und welche sie am Fressen hindern. Hierbei beobachtet man, daß die Ochsen das Gras nicht mit den Zähnen abbeissen, wie die Pferde, sondern sie drehen es nur mit der Zunge und reissen es so ab; so daß diese Auswüchse, die ihnen ordentlicher Weise Schmerzen verursachen, nicht erlauben, daß sie ihre Zunge um das Gras legen, da sie denn nicht weiden können, und also mager werden.

Der Wohnplaz kann nicht ohne zween Böttcher seyn. Zu der Zeit da man keinen Zucker machet, sondern alle Negern zum Holzfällen gebrauchet werden, müssen sie mit bei der Arbeit seyn, damit sie unter den Bäumen diejenigen unterscheiden, welche zu Faßdauben tüchtig sind. Sie müssen sie spalten, auf der Stelle behobeln, sie nach dem Magazine tragen, und niemals auf der Erde lange liegen lassen, weil sich sonst die Würmer und Holzläuse leicht darein sezen. Um diese Zeit machet man einen Vorrath von Faßdauben auf das ganze Jahr. Man muß sie bedeckt legen, sie über einander stellen, so daß sie sich mit den Enden kreuzen und sie mit großen Steinen be-

schweren, deren Schwere sie hindert, sich zu krümmen oder zu werfen, wenn sie trocken werden. Man brauchet andere Negern, die Reifen zu hauen. Zween Böttcher, die ihre Dauben gehobelt, und ihre Böden gesäget haben, müssen drei Fässer den Tag machen; welches kein leichter Gewinn für den Herrn ist, der jedes Faß für 100 Sous verkaufet. Wenn man das Drittheil davon für den Wehrt des Holzes, und für die Art der Arbeit rechnen will: so wird jeder Böttcher, nach Abzuge der Feiertage und der Zeit, die er auf die Zubereitung der Dauben wendet, jährlich 200 Fässer liefern, welche einen Gewinnst von 2000 Franken machen. Auf der andern Seite verkaufet ein Herr, welcher die Handwerksleute bei sich hat, allen seinen Zucker in Fässern; ein anderer Vortheil bei den handelnden Haupleuten, die oftmals Mühe haben, neue Fässer zu finden.

Ein aufmerksamer Mann, welcher seinen Sachen nachgehen will, leget alle seine Handwerksleute in große Schoppen, die er im Gesichte seiner Zuckersiederei machen läßt, um von da mit seinen eigenen Augen oder durch des Raffinirers seine, welcher sich niemals entfernen muß, zu beobachten, ob man auch fleissig arbeitet, oder die Arbeit gar unterbrochen wird. Derjenige, welcher keine Schmiede, und nicht zween

Schnie-

Schmiedeknechte hat, welche man auf den Inseln **Machoqueten** nennet, sezet sich vielen Unbequemlichkeiten und Ausgaben aus, da sich hingegen der Gewinnst, den er davon haben kann, jährlich über 400 Thaler belauft, vornemlich wenn er gute Leute hat, die für sein Haus und seine Nachbarn arbeiten. Weil es oftmals an Steinkohlen fehlet; so machet man Kohlen aus den Orangen- und Paletuvenbäumen, dem rothen Holze, den Kastanienbäumen, und anderm harten Holze. Es verzehret sich viel geschwinder: es kostet aber auch nur die Mühe, die Kohlen zu machen; und man versichert, es heize fast eben so gut, als die Steinkohlen.

Die Menge Räder, welche an denen Orten, wo die Wege steinicht und beschwerlich sind, beständig darauf gehen, machet einen Wagner oder Rademacher unumgänglich nöthig. Dieser Handwerksmann leget sich zu der Zeit, da man das Brennholz fället, einen Vorrath von Felgen, Speichen und Achsen zu, und suchet sich dasjenige aus, was sich zu seiner Arbeit schicket. Wenn er den Wohnplaz versorget hat: so kann er zum Vortheile des Herrn für die Nachbarn arbeiten. Zu Labats Zeiten bezahlete man 6 Thaler Arbeitslohn für ein paar Räder, ohne das Holz und die Speisung des Handwerkers zu rech-

nen. Wenn die Felgen und Speichen aus dem gröbsten gehauen sind: so machet ein Rademacher alle Woche sein paar Räder.

Ein Zimmermann und Brettschneider sind eben so nöthig. Man brauchet ohne Aufhören Bretter, Diehlen, Zähne in den Mühlrädern und andere Werke, deren man allezeit einen guten Vorrath haben muß, wenn unversehene Umstände vorfallen. Die verständigen Herren lassen alle ihre Negern sägen oder Bretter schneiden lernen, welches sehr leicht ist, und haben es also in ihrer Gewalt, bei dringender Noth viele Sägen auf einmal gehen zu lassen. Zween Brettschneider, die ihr Holz zugehauen haben, machen die Woche 40 Bretter, iedes 8 Fuß lang und 12 bis 15 Zoll breit.

Obgleich ein Tischler nicht eben so nothwendig zu seyn scheint: so thut er doch in einem Wohnplaze tausenderlei Dienste, vornemlich wenn er drechseln kann. Wird er nicht von seinem Herrn gebrauchet: so fehlet es ihm niemals an Beschäftigung bei den Nachbarn, und das wenigste, was er den Tag verdienen kann, ist ein Thaler, ohne seine Speisung zu rechnen. Eben so ist es auch mit den Mäurern. Die Gebäude, die Oefen, und die Kessel sind so vielen Veränderungen und Zufällen unterworfen, daß man in einem großen Size nicht ohne zween Mäurer seyn kann. Man ist versichert,

sichert, daß man sie mit Vortheile vermiethen kann, wenn man keine Gelegenheit hat, sie zu brauchen. Mit einem Worte, alle Handwerker sind ein Schaz für den Eigentümer eines Wohnplazes. Ueber dieses findet sich kein Neger, welcher nicht froh seyn solte, wenn er ein Handwerk lernen kann; nicht nur weil es ihnen schmeichelt, daß man sie dazu aussuchet, sondern auch, weil sie reichlicher gespeiset werden, als die andern, und die Trinkgelder, die sie bekommen, sie in den Stand sezen, ihre Familien besser zu unterhalten. Die meisten thun so stolz darauf, wenn sie Tischler oder Mäurer sind, daß man sie niemals ohne ihren Maaßstab und ihr Schurzfell sieht.

Zu dem Viehhüten gehöret ein treuer Neger, welcher sein Amt liebet. Man hat allezeit angemerket, daß die von dem grünen Vorgebirge, von dem Senegal und dem Gambie (*) am geschicktesten dazu sind; weil sie in ihrem Vaterlande eine Menge Vieh haben, welches sie als ihren Hauptreichtum ansehen. Der Commandeur muß alle Tage die Heerden eines Wohnplazes zählen, bevor sie auf die Weide getrieben werden, und wenn sie wieder in den Parc kommen. Die Kinder müssen die Schafe

(*) Dieß ist der Fluß, den die Engländer Gambra nennen.

und die Ziegen hüten, unter der Aufsicht eines obersten Hirten.

Die Wartung der Kranken ist einer Negerin von einer guten geprüften Aufführung anvertrauet, die ihnen die nöthigen Arzeneien und Labungen bringt, das Krankenhaus reinlich hält, und nichts hineinläßt, als auf ausdrücklichen Befehl des Wundarztes. Man begreift leicht, daß ein Wohnplaz nicht ohne Siechenhaus seyn kann. Ohne zu gedenken, daß die Kranken darinnen besser sind, als in ihren Casen, so hat man auch kein anderes Mittel, diejenigen, welche wirklich krank sind, von denen zu unterscheiden, die sich nur entweder aus Faulheit, oder weil sie sonst etwas in geheim machen wollen, so stellen könten.

Fünf und zwanzig Negern sind genug, die Röhre zu schneiden, welche zur Unterhaltung einer Mühle und sechs Kessel nöthig sind; vornemlich wenn sie von einem Tage zum andern ein wenig im Voraus haben, und die Röhre schön und sauber sind. Wenn man dieses nicht im Voraus hat, nach einigem Festtage zum Exempel, da die geschnittenen Röhre etwas verderben könten: so läßt man von Morgen bis auf die Stunde zum Frühstücke alle diejenigen, welche in der Zuckersiederei, in der Purgerie, bei den Oefen, im Holze und in der Mühle arbeiten solten, solches schneiden; und in einer

ner Zeit von zwo Stunden hat man dasjenige, was man brauchet, mit dem Sieden ohne Unterbrechen fortzufahren. Weil diese Arbeit die leichteste ist: so sind die Weiber dazu eben so geschickt, als die Männer. Dieß ist nebst dem Dienste in der Mühle, welcher die Mannspersonen verunehret, wenn sie dazu gebrauchet werden, ihre vornehmste Verrichtung. Man bestrafet die trägen und faulen Mannspersonen oftmals damit, daß man sie in die Mühle schicket. Dieß schmerzet sie so heftig, daß sie auf den Knien bitten, man möchte sie doch wieder zu ihrer vorigen Arbeit schicken.

Die Furcht, man möchte es an Brennholze fehlen sehen, verbindet einen, stets fünf oder sechs Negern zu halten, deren einzige Beschäftigung ist, alle Tage ein jeder seinen Karn voll zu liefern. Bei dieser Sorgfalt und wenn man auf fünf oder sechs Wochen Vorrath hat, kann man ohne Unterbrechen die ganze Zeit über Zucker machen, die man dazu brauchet. Ueber dieses wird man bald sehen, daß die Kunst neue Oefen erdacht hat, und man heutiges Tages weniger Holz brauchet.

Es scheint, daß man auf den Inseln wegen der Wahl eines Commandeurs nicht einig sey. Die einen ziehen einen Weißen zu diesem Amte vor; andere einen Neger. Labat erkläret sich für den Neger, und betheuert,

theuert, daß, ohne der häuslichen Ursachen zu erwähnen, man sich stets wol dabei befunden habe. „In Wahrheit, sagt er, „man brauchet einen treuen klugen Neger, „der die Arbeit gut versteht, dem Herrn „gewogen ist, und vornemlich sich Gehorsam zu verschaffen weiß, damit er die „Befehle könne ausführen lassen, die er „bekommt.„ Er sezet hinzu, diese lezte Eigenschaft sey nicht am schwersten zu finden, weil es keine Leute auf der Welt giebt, die mit mehrer Herrschaft befehlen, als die Negern. „Ein Commandeur muß stets „an der Spize der Arbeit seyn, sie trei„ben, sie regieren, und seine Negern nicht „einen Augenblick aus dem Gesichte lassen. „Er muß alle Unordnung aufhalten oder „ihr vorbeugen, die Zänkereien stillen, „vornemlich unter den Negerinnen, die „von Natur hizig und zänkisch sind, die„jenigen besuchen, welche auf dem Felde „und in dem Holze arbeiten. Er theilet „die Arbeiten aus, sezet die Stunde zu „derselben an, wecket die Negern auf, „läßt sie dem Gebete beiwohnen, giebt „ihnen oder läßt ihnen Unterricht im Chri„stentum geben, und führt sie des Sonn„tags und Festtags nach der Kirche. Er „hat auf die Sauberkeit ihrer Häuser und „Gärten, ihrer Gesundheit und Kleidung „Acht. Er muß niemals, weder bei Tag, noch

noch bei Nacht den fremden Negern er- „
lauben, sich in die Casen des Wohn- „
plazes zu begeben, Endlich so muß er al- „
le Tage dem Herrn von demjenigen Nach- „
richt ertheilen, was vorgeht, seine Be- „
fehle einholen, sie wol verstehen und nach „
dem Buchstaben vollziehen lassen. Ein „
vernünftiger Herr, welcher die Wichtig- „
keit einsieht, sein Ansehen auch in andern „
in Ehren halten zu lassen, bezeuget Ach- „
tung gegen seinen Commandeur, enthält „
sich, ihm vor den andern Sclaven einen „
Verweis zu geben, und hütet sich noch „
mehr, ihn in ihrer Gegenwart zu schla- „
gen. Wenn er ihn wegen eines Feh- „
lers strafbar findet: so nimmt er ihm zu- „
erst sein Amt. Er unterläßt aber nie- „
mals, diejenigen scharf zu züchtigen, wel- „
che ihm nicht gehorchen, oder sich wider „
ihn auflehnen. In allen Wohnpläzen, „
die einen Neger zum Commandeur ha- „
ben, giebt man ihm mehr Lebensmittel „
und Kleider, als den andern, und von „
Zeit zu Zeit einiges Geschenk.„ Da La-
bat also den Negern den Vorzug zu einem
Commandeur giebt: so räth er, man solle
sie nicht zu jung wählen, aus Furcht, sie
möchten ihr Ansehen bei den Negerinnen
mißbrauchen. Er will sogar, man solle
getreue Kundschafter halten, die auf ihre
Aufführung acht haben. Was die Weißen

betrift, so räth er, diejenigen ohne Verzeihung wegzujagen, die einigen Umgang mit den Weibspersonen von dieser Farbe haben.

Die Hausnegern, welche in dem Innern des Hauses dienen, stehen nicht unter dem Commandeur. Es ist eine ziemlich sonderbare Anmerkung, daß die meisten, ungeachtet der Vortheile ihres Standes, das ist, daß ihnen mit mehrer Sanftmuth begegnet wird, daß sie besser gekleidet und besser gespeiset werden, als die andern, doch lieber **in dem Garten arbeiten** wollen, so nennet man die ordentlichen Arbeiten eines Wohnplazes, als sich in dem Hause ihres Herrn eingesperret sehen. Man pflegt die am besten gebildeten und die wizigsten im 12 oder 13 Jahre zu nehmen, daß sie zu Lakeien dienen müssen; und nach der Kentniß, die man von ihren natürlichen Eigenschaften erhält, entschließt man sich, sie entweder zur Arbeit zu schicken, oder ein Handwerk lernen zu lassen.

Weil es nicht genug ist, Sorge für sie zu tragen, wenn sie gesund sind, und der Nuzen einen Herrn eben sowol, als das Gewissen verbindet, den Kranken beizuspringen: so kann man nicht Umgang haben, einen Wundarzt zu halten. Ist man nahe an einem Flecken, wo man alle Stunden einen haben kann: so hält Labat dafür, man müsse

kei-

keinen bei sich halten. Er will, man solle so wenig weiße Bedienten haben, als es möglich ist. Ausser dem Aufwande zu ihrer Speisung, welcher ansehnlich ist, und dem Zwange, sie mit an seinem Tische zu haben: so spinnen sie oftmals sehr gefährliche Händel mit den Negerinnen an. Man kann aber einen Wundarzt von aussen annehmen, daß er alle Morgen und Abend nach dem Wohnplaze kommt. Der jährliche Gehalt der geschicktesten ist auf den Inseln des Windes niemals über 400 Livres gewesen. Zu St. Domingo verkaufen sie ihre Dienste viel theurer. Man muß es wegen der Arzeneien niemals auf sie ankommen lassen; eine gerechte Klugheit verbindet einen, sich bei der Ankunft der Schiffe damit zu versehen; und solche niemals, als unter den Augen des Herrn, anrühren zu lassen. Eine Kiste, die mit allen nöthigen Arzeneien versehen ist, kommt auf 400 Franken, und dauert viele Jahre ohne weitere Sorge, als daß man zuweilen für diejenigen, welche die Zeit schwächet, und welche ausgehen, neue anschaffet.

Da sich nach dieser Vorstellung die Anzahl der Negern ungefähr auf 100 und 20 belauft: so ist noch übrig zu berechnen, wie hoch die Kosten zu ihrer Speisung und zu ihrem Unterhalte kommen können. Man verlanget zuerst, daß in jedem Wohnplaze

der

der Manioc stets in so großem Ueberflusse sey, daß man mehr in Gefahr stehe, ihn in der Erde verfaulen zu sehen, als daß man der ordentlichen Portion für die Negern etwas abbrechen oder welchen für Geld kaufen dürfe. Man giebt ordentlicher Weise allen Negern durch die Bank, großen und kleinen, ohne andere Ausnahme als die Kinder an der Brust, jeden drei Pots (*) Maniocmehl die Woche; und für diese Kinder zwei Pfund Weizenmehl nebst Milch. (**) Die Schäzung des einen Mehles mit dem andern ist drei Pots auf jeden Kopf, welches jede Woche 360 Pots machet. Das Barril oder Faß enthält deren 50 welche mit der Anzahl der Wochen des Jahres, das ist, mit 52 multipliciret, jährlich 390 Barrils machen. Dieser Aufwand würde weit gehen, wenn man genöthiget wäre, das Maniocmehl zu kaufen. Ob es gleich zuweilen so guten Kaufes ist, daß es nicht über fünf oder sechs Franken das Faß kostet: so steigt es doch zu andern Zeiten bis auf 18 Franken, ohne die Beschwerlichkeit des Anfahrens zu rechnen. Es ist also sehr viel daran gelegen, daß man eine so große Men-

(*) Pariser Maaß.

(**) Sie wird der Mutter überlassen, ihnen ein Mus daraus zu machen. Es scheint, diese Gewohnheit sey von dem P. Labat eingeführet worden.

Menge Manioc pflanzen lasse, daß man vielmehr im Stande sey, welchen zu verkaufen, als genöthiget, welchen zu kaufen.

Eine besondere Verordnung des Königs verbindet die Herren, einem jeden Sclaven dritthalb Pfund Pökelfleisch die Woche zu geben. Man gesteht aber, daß sie nicht besser beobachtet werde, als viele andere, entweder aus Nachläßigkeit der Beamten, welche die Hand darüber halten solten, oder aus Geize der Herren, oder oftmals aus Unmöglichkeit, sich in Kriegszeiten Pökelfleisch anzuschaffen. Einige ersezen diesen Abgang durch Pataten und Ignamen. Diejenigen, welche den Negern Fleisch geben, lassen es ihnen niemals des Sonntags oder Festtags austheilen, weil sie an diesen Tagen die Freiheit haben, einander zu besuchen, da sie denn in einer einzigen Mahlzeit dasjenige verzehren, was ihnen auf die ganze Woche dienen soll. Der Commandeur oder der Herr selbst läßt vor seinen Augen das Fleisch abwiegen und zu gleichen Theilen austheilen. Er sorget dafür, daß es auf Bretter nach der Reihe hingeleget werde. Zur Tischzeit gehen die Weiber nach dem Mehlmagazine, um dasjenige zu holen, was man ihnen austheilet; und die Mannspersonen kommen und nehmen das Fleisch, so wie sie hineingerufen werden, eine Portion nach der andern,

ohne

ohne Aussuchen. Ein Faß gepökeltes Rindfleisch muß 160 Pfund wiegen: des Abganges wegen aber rechnet man nur 150. Zwei Pfund auf die Person für 120 Negern machen 240 Pfund; das ist, zwei Fässer weniger 60 Pfund, welche zur Vermehrung des Theiles für die Handwerker oder Kranke dienen. Diese zwei Fässer wöchentlich machen jährlich 104 deren Preis nach den Kriegs- oder Friedenszeiten, nach dem Mangel oder Ueberflusse unterschieden ist. Zuweilen ist er auf 50 Franken, und zuweilen auch nur 18 oder 20. Man sezet ihn auf 25 als den Mittelpreis. Das machet 2600 Livres.

Man giebt den Negern nur Wasser zu ihrem Getränke. Weil solches aber nicht vermögend ist, sie bei einer langen Arbeit zu erhalten: so läßt ein Herr, der für sie sorget, ausser dem Uicu und der **Grappe**, zwei Getränke, die sie sich selbst machen mögen, ihnen noch des Morgens und Abends ein Glas Zuckerrohrbranntewein reichen, vornemlich wenn sie zu einer ausserordentlichen Verrichtung gebrauchet werden, oder Regen ausgestanden haben. Da der Brantewein in dem Wohnplaze gemacht wird: so muß man diesen Aufwand für nichts rechnen. Daraus aber entspringen einige Mißbräuche, nämlich daß man den Negern eine gewisse Menge Brantewein auf die Wo-

che

che anstatt des Mehles und des Fleisches giebt; woher es denn kommt, daß sie den ganzen Sonntag herumlaufen müssen, um solchen zu verhandeln oder gegen Mehl umzutauschen, da sie denn erst sehr spät und müde wieder zurück kommen. Ueber dieses saufen diejenigen, die den Trunk lieben, ihren Brantewein aus, und finden sich in der Nothwendigkeit, damit sie nur leben können, ihre Herren oder die benachbarten Wohnpläze zu bestehlen, und sich der Gefahr auszusezen, sich tödten zu lassen, oder ihres Diebstahles wegen vor Gericht gezogen zu werden, welchen ein Herr allezeit bezahlen muß. Eine noch weniger kluge Gewohnheit, die von den Spaniern und Portugiesen in die Engländischen und Holländischen Inseln und von da auch in die Französischen gekommen, ist, daß man den Negern den Sonnabend giebt, um sich und ihre Familien in Kleidern und Speisen von dem Gewinnste zu erhalten, den sie von ihrer Arbeit ziehen können. Ein Herr, welcher diese Art annimmt, versteht seinen Vortheil schlecht. Denn wenn seine Sclaven sich durch die Arbeit dieses Tages ihren Unterhalt verschaffen können: so scheint es gewiß zu seyn, daß er sie selbst unterhalten könte, wenn sie für ihn arbeiteten.

Auf den Französischen Inseln sind die Klei-

Kleider der Negern ein paar Hosen und eine Casaque für die Mannspersonen; und eine Casaque und Juppe für die Weibspersonen. Die Casaquen gehen nur 5 oder 6 Zoll unter den Gürtel. Man brauchet die grobe Bretagner Leinwand dazu, welche man Gros Vitré nennet, deren Breite etwas über eine Elle ist, und welche die Kaufleute gemeiniglich 30 Sols und zuweilen auch einen Thaler die Elle auf den Inseln verkaufen, ob sie ihnen gleich nur 15 oder 18 Sols in Frankreich zu stehen kommt. Die vernünftigen und leutseligen Herren geben jedem Neger jährlich zwo Kleidungen, das ist, zwo Casaquen, und zwei paar Hosen oder zwo Juppen. Dieser Ueberfluß sezet sie in den Stand, sich vor dem Ungeziefer zu verwahren, welches, wie man beobachtet, sich an ihre Nation machet, da es hingegen die Weißen flieht, sobald sie über den Wendekreis gegangen sind. Andere Herren geben nur zwei paar Hosen oder zwo Juppen und eine Casaque; andere auch nur ein paar Hosen oder eine Juppe so wie eine Casaque. Die härtesten oder geizigsten endlich geben nur Leinwand, die Casaque und die Hosen oder die Juppe daraus zu machen, nebst einigen Fäden Zwirn, ohne sich darum zu bekümmern, wozu es die Negern anwenden: daher geschieht es denn, daß solche ihre Leinwand

und ihren Zwirn verkaufen, und fast das ganze Jahr über nackend gehen. Vier Ellen Leinwand sind für die Mannspersonen, und fünf für die Weibspersonen zu zwei ganzen Kleidern hinlänglich. Man giebt den kürzlich niedergekommenen Weibern noch drei Ellen mehr, theils ihr Kind zu bedecken, theils auch sich eine Art von Binde zu machen, eine halbe oder drei Viertel Elle breit, welche sie brauchen, ihre Kinder sich auf ihren Rücken zu binden, wenn sie solche nicht mehr in einer Art von Korbe tragen, welcher einige Zeitlang zu diesem Gebrauche dienet.

Wenn man bei 120 Negern ungefähr 25 Kinder sezet, die nicht so viel Leinewand brauchen, als die andern und diejenigen, die mit einem schönern Zeuge zu dem innern Dienste des Hauses bekleidet sind, so kann man alles auf vier Ellen für jeden durchgehends rechnen, welche 480 oder, wenn man will, 500 machen. Dieß wird ungefähr 750 Livres betragen, wenn man 30 Sols die Elle für den gemeinen Preis annehmen will. Wenn man nun noch 50 Franken für einige Hüte oder Müzen, hinzusezet, die man denjenigen giebt, welche sich durch ihren Eifer hervorthun: so wird dieser Artikel sich nicht über 800 Franken belaufen. Rechnet man nun also alle diese Summen zusammen: so wird der Auf-

wand eines mit 120 Negern versehenen Wohnplazes, ohne jedoch das Maniocmehl, das Brennöhl und den Brantewein, welches man bei sich selbst machet, mit darunter zu rechnen, nur auf 6610 Livres sich belaufen.

Rechnung von dem Gewinnste aus einem Zuckerwerke.

Nun wollen wir sehen, wie viel ordentlicher Weise aus einer Zuckersiederei herauskommt, um von dem Gewinnste der Herren urtheilen und sehen zu können, wie leicht es ihnen fällt, reich zu werden. Es kommt ohne Zweifel auf die Beschaffenheit des Bodens der Zuckerröhre, der Jahreszeit und des Zugehöres zu einem Zuckerwerke an, wie viel man eine jede Woche Zucker machen kann. Eine Wassermühle geht viel hurtiger, als eine Roßmühle. Sechs Kessel machen mehr Zucker, als eine geringere Anzahl. Ein Boden, der gedienet hat, vornemlich in den Basseterren, woselbst er stets trockener und mehr gebrauchet ist, als in den Cabesterren, bringt viel zuckerhaftere Röhre hervor, die leichter zu kochen sind und mehr geben, als in den Cabesterren, wo sie durchgängig überhaupt wässerichter, härter und nicht so zuckerhaft sind. Die Jahreszeit trägt auch viel dazu bei. Je trockener sie ist, desto mehr gereinigtes Wesen haben die Röhre, welches sich leichter in Zucker verwandelt. Endlich

so

so geben die recht reifen Röhren mehr, als die, welche es nicht sind.

Allein obgleich diese mannichfachen Fälle vielen Unterschied in dem machen, was aus einem Zuckerwerke herauskommt: so kann man doch bei einer billigen Abrechnung der Zeiten und Röhre so ziemlich eine Menge Zucker angeben, worauf man sich stets Rechnung zu machen berechtiget ist. Gesezt also, es sey eine Wassermühle da, und eine Zuckersiederei mit sechs Kesseln, die, wie man auch sezet, mit einer solchen Anzahl Sclaven versehen sind, als dazu gehören, sie eine Zeitlang von sieben bis acht Monaten, das ist, vom Christmonate bis zu Ende des Heumonats gehen zu lassen: so versichert Labat, man könne auf 200 Formen die Woche, eine in die andere, rechnen, ohne die Zucker von dem Syrope und Schaume mit darunter zu begreifen, die zu gleicher Zeit ohne Unterbrechung der Arbeit in der Zuckersiederei gemacht werden, wenn man in der Zuckersiederei oder der Purgerie einen oder zween dazu eingerichtete Kessel hat. Wenn man anstatt des weissen Zuckers an rohem Zucker arbeitet: so kann man jede Woche 23 bis 24 Fässer davon machen, welche, wenn man jedes auf 500 und 50 Pfund, eines in das andere, schäzet, 13200 Pfund ausmachen, ohne den Syropzucker zu rechnen. Man

seze 30 Wochen Arbeit, und jede Woche 200 Formen, so sind solches 6000 Formen, die nach dem geringsten Gewichte geschäzet, eine in die andere 25 Pfund seyn und folglich 100 und 50000 Pfund Zucker hervorbringen werden. Wenn er für 22 Livres 10 Sols der Zentner verkaufet wird, welches der gemeine Preis zu Labats Zeiten war: so wird solches die Summe von 33000 700 und 50 Franken ausmachen.

Darauf muß man den Zucker von dem feinen Syrop in Rechnung bringen, der von 6000 Formen kommt, und 600 Formen seyn muß, nemlich 10 Formen von 100. Weil aber dieser Zucker viel leichter ist, als der von den Röhren und sich unter der Erde noch mehr vermindert: so muß man die Formen nur auf 18 Pfund schwer jede rechnen, welches noch 8400 Pfund Zucker ausmachet, die um eben den Preis verkaufet, die Summe von 1800 und 90 Livres geben werden. Sezet man 1000 Formen vom groben Syrope und 400 Formen Schaumzucker hinzu, die wenigstens über 35 Pfund jede seyn werden, wenn sie gereiniget worden, so wird man fast 50000 Pfund Zucker von dieser Art haben, den man in einer Zeit von drei oder vier Wochen mit Rohrzucker versezen kann, um also noch über 80000 Pfund rohen Zucker zu machen, welche, auf den Fuß von 7 Livres

10 Sols

10 Sols der Zentner, auch noch 6000 Franken betragen. Diese Summe nebst den beiden vorhergehenden wird eine von 41640 Franken ausmachen, ohne zu rechnen, daß man über 3000 Franken aus dem Verkaufe des Brantweins lösen kann. Man hat also fast 45000 Livres. (*)

Wenn man wissen will, wie viel Formen oder Fässer Zucker man von einem Stücke

(*) Man hat hier nur den Zucker auf den gemeinsten Preis gesezet, und die Menge, die man davon machen kann, in einem sehr mittelmässigen Stande angegeben. Die Erhöhung des Preises in Friedenszeiten übertrift dasjenige sehr, was man in Kriegszeiten daran verliert, weil seit dem ryßwicker Frieden bis auf den Krieg 1702 der weisse Zucker von 36 bis auf 44 Livres der Zentner verkaufet wurde; der rohe Zucker galt 12 und der getriebene Zucker (Sucre passé) 18. Die Einkünfte von einer Zuckersiederei waren auch damals unermeßlich. Houel de la Varennes, von dem man bereits geredet hat, zog aus seinem Wohnplaze zu Guadaloupe in einem jeden von den dreien Jahren des Friedens über 30000 Thaler, ob er gleich nur eine Wassermühle und sieben eingerichtete Kesseln hatte. Er galt nur ungefähr 300 und 50000 Franken. Es war also fast 25 von 100 was er eintrug. Man untersuche alle Ländereien in Europa, sagt Labat, ob man eine findet, die ihr beikommt. Die allerbesten sind diejenigen, welche 5 oder 6 vom 100 geben; da hingegen die geringsten auf den Inseln 15 und einige sogar bis auf 25 bringen.

Zuckerröhre von 100 Schritten ins Gevierte bekommen kann: so versichern viele in den Basseterren zu Martinique und Guadaloupe wiederholte Erfahrungen, daß, wenn die Röhre in der schönen Jahreszeit und in ihrer völligen Reife genommen werden, 100 Schritte ins Gevierte ungefähr 150 Formen geben, und daß eben die Menge Röhre, wenn sie zu rohem Zucker gebrauchet wird, von 12 bis auf 16 Fässer giebt. Eben so verhält es sich aber nicht in den Cabesterren, oder in den rothen und fetten Feldern. Obgleich die Röhre daselbst viel größer, viel dicker und besser genähret sind: so sind sie doch stets viel wässerichter, viel roher und nicht so zuckerhaft. Man brauchet also auch um die Hälfte mehr mit Zuckerröhren bepflanztes Land, um eben die Menge Zucker zu bekommen.

Man kann hier fragen, ob mehr Vortheil dabei ist, wenn man weissen Zucker machet, als rohen Zucker? Man nimmt an, daß einerlei Zuckersiederei wöchentlich 200 Formen weißen Zucker oder 24 Fässer rohen Zucker liefern wird. Wenn man nun die 200 Formen jede 25 Pfund schwer sezet: so werden sie 5000 Pfund Zucker geben, welche den Zentner für 22 Livres 10 Sols gerechnet, 11000 und 25 Franken ausmachen; und die 24 Fässer rohen Zucker, das Stück zu 550 Pfund gerechnet, machen

chen 13700 Pfund Zucker aus, welcher, wenn der Zentner für 7 Livres 10 Sols verkaufet wird, 1027 Livres 10 Sols betragen. Es ist die Frage, ob die Verfertigung des einen mehr Vortheil bringt, als die Verfertigung des andern. Man gesteht, daß es anfänglich viel leichter zu seyn scheint, rohen Zucker zu verfertigen. Man hat keinen Aufwand zu den Formen, zu den Abtrocknungsplätzen, den Purgerien und allem, was dazu gehöret, zu machen. Man ist nicht verbunden, den Raffinirern großen Gehalt zu geben, noch dem Verluste unterworfen, den ihre Unwissenheit oder ihre Unachtsamkeit oftmals verursachet. Alle diese Puncte sind in Anschlag zu bringen. Indessen behauptet doch Labat, es sey viel vortheilhafter für einen Einwohner, daß er seinen Zucker selbst weiß mache, als daß er ihn von andern weiß machen lasse, die ihn gewiß nicht weiß machen würden, sagt er, wenn sie keinen großen Vortheil dabei fänden. Der Aufwand wird nur einmal gemacht. Alles, was man kaufet, ist dauerhaft, oder kann mit wenigen Kosten unterhalten werden; und der Vortheil, den man davon hat, ist nicht allein beständig, sondern nimmt auch alle Tage zu. Ueber dieses ist es viel leichter, den weissen Zucker abzusezen, als den rohen, vornemlich zu Kriegszeiten, wo

wenig Schiffe ankommen. Man brauchet zu dem einen nicht mehr Holz, als zu dem andern. Man verführet ihn leichter, weil er in geringerer Menge ist. Endlich so hat man aus der vorigen Rechnung gesehen, daß man wöchentlich 10 Pistolen Gewinnst hat, und dieß ist reiner Vortheil; denn die 20 Formen von dem feinen Syrope sind hinlänglich, alle Ausgaben zu bestreiten; ohne zu rechnen, was man noch mehr von dem groben Syrope und Schaumzucker hat, welches über 50 Franken steigt. Dieß ist auch noch ein jährlicher Gewinnst von mehr als 5000 Franken. Wir müssen noch hinzu sezen, daß der Preis von dem weissen Zucker oftmals viel höher ist, als der von dem andern, wenn man gleich alles Verhältniß beobachtet, und daß dieser einzige Punct einen beträchtlichen Unterschied machet.

Die Zuckerfässer werden mit der Schnellwage oder den ordentlichen Wagschaalen gewogen. Mit der Schnellwage geht es hurtiger: sie ist aber großen Irthümern unterworfen. Das sicherste also ist, daß man die ordentlichen Wagschaalen und gute abgewogene bleierne Gewichte brauchet. Labat bemerket, daß sich die eisernen Gewichte durch den Rost leicht ändern, welcher sie gar zu leicht machet. Er bringt noch ferner alles bei, was er aus seiner Erfahrung

rung gelernet hat. Weil das meiste aber nicht zu unserer Absicht gehöret: so verweist man die Neugierigen auf das Werk selbst.

Wir wollen mit der ganzen Rechnung des Aufwandes und des Gewinnstes eines Wohnplazes schliessen, so wie man ihn vorgestellet hat.

Aufwand	: : :	6610 Livres.
Einkünfte	: : :	44640 Livres.

Wenn man nun den Aufwand von den Einkünften abzieht: so bleibt jährlich die Summe von 38030 Livres klarer Gewinnst. Nimmt ein Herr nun hievon die Unterhaltung seiner Tafel und seiner Familie: so muß er höchst übermässige Ausgaben machen, wenn er nicht jährlich 10000 Thaler Ueberschuß hat. Man sezet, daß er bei der ordentlichen Haushaltung noch bedacht ist, allerhand Federvieh, Schöpse, Ziegen, Schweine aufzuziehen; und daß das Fleisch aus der Fleischbank dem Fleischer nach der Gewohnheit mit dem Viehe bezahlet wird, das man ihm giebt. Nach dieser Rechnung wird man sich nicht wundern, daß diejenigen, welche viele Wohnpläze auf den Inseln und folglich auch viele Zuckersiedereien haben, unermeßliche Reichthümer daselbst erwerben können.

Zum Besten der Europäer, denen eine so schöne Aussicht Muth und Fleiß zu er-

Wie man Ländereien angewiesen bekommen und solche umroden muß.

wecken vermögend seyn würde, wollen wir erklären, durch was für Stufen sie sich zu diesem Glücke erheben können. Diejenigen, welche kein Land haben und auch kein Geld besizen, sich solches zu kaufen, bitten, daß man ihnen ein Stück anweisen möchte, welches noch keinen Herrn hat, und folglich dem Könige zugehöret. Sie wenden sich an den Generalstatthalter der Inseln, oder an den Intendanten und überreichen ihm eine Bittschrift, worinnen sie ihm ihren Stand, die Beschaffenheit ihrer Familie und ihres Vermögens vorstellen. Sie zeigen das Grundstück an, das sie sich ausbitten, nebst den Gränzen seiner Länge und Breite. Sie fügen einen Beglaubigungsschein von dem Hauptmanne der Miliz des Viertels und dem königlichen Feldmesser bei, welche die Wahrheit der Vorstellung versichern und vornemlich daß dieses Stück Landes noch keinen Besizer hat. Die Verwilligung wird ausgefertiget. Der Hauptmann und der Feldmesser richten die Strecke nach dem Bedürfnisse und den Kräften desjenigen ein, der es verlanget, mit diesen dreien Bedingungen, daß er die nächsten Nachbarn des Landes, das man ihm bewilliget, zusammen rufen lasse, damit sie seiner Besiznehmung desselben beiwohnen; daß er sie die schriftliche Erklärung von sich geben lasse, sie hätten keinen Anspruch dar-

auf;

auf; und daß er innerhalb drei Jahren wenigstens den dritten Theil dieses Grundstückes umroden wolle, bei Strafe daraus vertrieben zu werden und alle seine Gerechtsamen darauf zu verlieren.

Diese Bedingungen sind sehr vernünftig; und man muß nur bedauern, daß sie so schlecht beobachtet werden. Man würde mit der Bevölkerung der Insel viel weiter gekommen seyn, weil diejenigen, die sich daselbst zu sezen sucheten, allezeit Land finden würden; da hingegen oftmals die Ländereien habgierigen aber schwachen oder unverständigen Leuten zugestanden worden, welche in 100 Jahren nicht das Drittheil davon umroden können. Es finden sich sogar welche, die an vielen Orten auf einerley Insel angewiesene Grundstücke haben, wo sie seit sehr vielen Jahren nur 100 oder 150 Schritte ins Gevierte umgerodet haben, um ihren Besiz zu bemerken, ohne sich weiter Mühe zu geben, die Arbeit fortzusezen. Die Statthalter und Intendanten lassen zuweilen diese Ländereien wieder zu den Domainengütern schlagen: allein, es ist öfters nur eine blose Ceremonie oder die Strafe fällt wenigstens nur auf einen Unglückseligen, welcher nicht Ansehen genug hat, sich der Strenge des Gesezes zu entziehen, da unterdessen eben die Länder einem andern gegeben werden, der sie nicht besser brauchet. Wenn

Wenn man mit allen eingeführten Förmlichkeiten Besitz genommen hat: so erwählet man, wie man in dem vorhergehenden angezeiget hat, einen Ort, der einige Höhe hat, um daselbst das Herrnhaus zu bauen, wenn irgend ein Fluß oder wenigstens eine Quelle da ist, die beständig Wasser giebt, oder sich so wenig davon entfernet, als es nur möglich ist, in der doppelten Absicht, daß man Wasser für die Bedürfnisse des Hauses und auch zu desto leichterer Löschung der Feuersbrünste habe. Man machet darauf einige hölzerne Casen oder Hütten, die man anfänglich mit Brettern oder Schilfe bedecket. Nach diesem fället man die Bäume, und fängt an dem Orte an, wo man den Hauptsitz anlegen will. Labat verweißt es den neuen Colonisten sehr, daß sie die höchst übele Art haben, und die Bäume, nach dem Beispiele der Caraiben, einen über den andern fällen, und wenn sie recht trocken sind, verbrennen, ohne zu erwägen, ob es Holz ist, das zum Bauen tauget, oder ob die Jahreszeit bequem ist, es zu fällen, und zu erhalten. Wenn man vernünftig und ein guter Haushalter ist: so verwahret man diejenigen Bäume, welche dienen können, Bretter, Diehlen, Balken und ander Zimmerholz daraus zu machen; welches ein ansehnlicher Gewinnst ist, vornemlich jezo, da das Bauholz so selten, und

folg-

folglich theuer wird. Labat räth, man solle bis zum Abnehmen des Monds mit dem Fällen derer Bäume warten, welche nüzlich seyn können, sie in Stämme schneiden, von der Länge die man für dienlich erachtet, sie einen über den andern zu legen, und mit einem kleinen Dache zu bedecken. Darauf ließt man die Zweige und das unnüze Holz in viele Haufen zusammen, welche verbrannt werden müssen. Hierbei merket Labat an, man müsse stets das Feuer unter dem Winde anzünden, das ist, auf der Seite, die dem Winde entgegen ist, nachdem man eine Linie gemacht hat, welche den Boden, den man ausbrennen will, von demjenigen absondert, den man erhalten will. Er führet zwo Ursachen davon an; die eine ist, daß es einem viel daran liegt, daß man stets Herr von dem Feuer sey, und verhindern könne, daß es nicht zu weit gehe, welches man sich nicht versprechen könte, wenn der Wind die Flamme vorwärts triebe; die andere ist, daß das Feuer, da es nicht mit so geschwinder Eile über die Oerter weggeht, die man ausbrennen will, Zeit hat, das gefällete Holz bis auf die kleinsten Würzelchen zu verzehren.

Wenn der Boden wol gesäubert ist: so bauet man die Casen, deren Pfähle drei bis vier Fuß tief in die Erde geschlagen werden. Das oberste Ende ist ausgekerbet,

da-

damit es das Dachwerk und die Hauptbalken einnehmen könne. Man umgiebt diese Gebäude mit gespaltenen Schilfen oder Palmisten; man bedecket sie mit Palmistenblättern oder Schilfe. Die erste Sorge, welche darauf folgen muß, ist, daß man in die andern Theile des umgerodeten Landes Maiz säet; und wenn es ein wenig ansehnlich ist, so pflanzet man Manioc, Pataten, Ignamen und einiges Kräuterwerk darauf. Alle Reisende reden mit Bewunderung davon, wie leicht und reichlich diese Jungfernfelder alles dasjenige wieder geben, was darauf gepflanzet wird. Man unterläßt niemals, Baumschulen von Orangen- und Citronenbäumen zu machen. Ein wol unterrichteter Einwohner wird die chinesischen Orangen allen andern vorziehen; weil ausser dem Nuzen, den sie haben, den Negern und den Vorbeigehenden den Durst zu löschen, auch die Pferde und die meisten andern Thiere davon fressen und fett werden. Man sezet hinzu, die Bäume, die sie tragen, machen die besten Zäune. Sie sind mit langen und starken Stacheln versehen, die sich in einander wickeln, so, daß sie diese Hecken undurchdringlich machen. So bald die Schößlinge von den Kernen 9 oder 10 Zoll hoch sind, so hebt man sie aus der Erde, um sie an die Oerter zu versezen, die man damit einfassen will. Die

Erfah-

Erfahrung hat stets gelehret, daß man ein regnichtes Wetter dazu wählen muß. Man gräbt das Land ungefähr zweimal so breit als ein Karst, an der Seite einer Schnur, um, damit man eine gerade Linie behalte. Man sezet die Sprößlinge 4 bis 5 Zoll weit von einander, und pflanzet ordentlicher Weise zwo Reihen, die ungefähr 2 Fuß breit von einander entfernet sind. Diese Bäume werden dick, wenn sie wachsen und drängen sich an einander; ja es geschieht zuweilen, daß ihre Rinden sich fassen und sich vereinigen, so daß sie endlich nur einen einzigen Körper ausmachen, der so platt ist, wie eine Mauer. Wenn diese Orangenbäume allein gepflanzet werden: so tragen sie in 5 oder 6 Jahren Frucht. Stehen sie hingegen in Zäunen, so brauchen sie 8 bis 10 Jahr, ehe sie welche bringen. Die einzige Ursache von diesem Unterschiede ist, daß sie sich in dem erstern Falle das ganze Wesen der Erde zu Nuze machen, und ihre Wurzeln breiten sich ohne Hinderniß aus, zween Vortheile, die ihnen bei dem andern abgehen.

Ein Wohnplaz kann sich mit einigen von denen Bäumen versehen, welche die Spanier **Higueros** nennen, und die Franzosen **Calebassiers** (Calebassenbäume) genannt haben. Ausser dem Gebrauche, wozu man ihre Frucht zu verschiedenen Arten von Geräthe

räthe anwendet, als zu Gefässen, Schüsseln, Löffeln, Kellen, mit einem Worte zu allem Geschirre der Negern, ist das Fleisch von den Calebassen auch ein Hülfsmittel für so viel verschiedene Krankheiten, daß es den Beistand der Aerzte und Wundärzte ersezet. Der Cocosbaum ist nicht weniger nüzlich. Man vergißt auch nicht, Datteln zu pflanzen. Da aber die Kerne von denen Datteln, die auf den Inseln wachsen, nicht aufgehen und Sprößlinge treiben: so ist man genöthiget, solche aus der Barbarei kommen zu lassen. Die Palma Christi, welche man auf den Inseln Carajeat nennet, ist in einem Wohnplaze nicht weniger nöthig. Man zieht aus ihrer Frucht ein sehr süsses Oel, welches so durchsichtig ist, als das Olivenöl und eben so gut brennet, ohne zu dampfen. Es wird dem Fischthrane in den Lampen der Zuckersiederei vorgezogen, und ohne zu gedenken, daß es ein weit lebhafteres Licht, mit wenigerm Geruche giebt, so dauert es auch viel länger. Ueber dieses wird es für ein vortrefliches Mittel wider vielerlei Krankheiten gehalten.

In denen Wohnpläzen, die dem Winde gar zu sehr ausgesezet sind, als daß sie Orangenhecken annehmen könten, machet man welche von Corrossolbäumen und unsterblichem Holze; und wenn man befürchtet, der Wind möchte sie am Wachsthum hin-

hindern, so decket man sie mit drei oder vier Reihen Bananasbäumen. Der Corrossolbaum ist derjenige, wovon sonst unter dem Namen Guanabo geredet wird. Wenn man Hecken daraus machen will, so stecket man die Kerne davon in einer Baumschule, um die Sprößlinge davon, wenn sie 14 bis 15 Zoll hoch sind, auszuheben und nach der Schnur zu pflanzen. Sie kommen sehr geschwind fort. Ihre Blätter, die sehr stark und in großer Menge sind, widerstehen der Heftigkeit des Windes; und ihr Holz, welches sehr geschmeidig ist, bricht nicht leicht. Um diesen Hecken eine ausserordentliche Stärke zu geben, so flicht man die ersten Zweige der benachbarten Sprößlinge zusammen; man bindet sie so gar an einander, so lange bis sie von Natur in dieser Stellung bleiben. Darauf läßt man sie ungefähr zween Fuß hoch wachsen, und man fängt wieder an, sie in einander zu flechten. Diese Art sie zu führen, wird fortgesezet, so lange bis sie zu der Höhe gekommen sind, die man ihnen geben will. Alsdann hält man sich dadurch auf, daß man sie köpfet, um den Fuß und die Zweige stärker zu machen. Nach den Orangenbäumen kommt diesen Hecken nichts gleich, ein Feld vor der Heftigkeit des Windes zu schützen, vornehmlich wenn man sie doppelt machet. Allein, obgleich

der Baum sonst im dritten Jahre Früchte trägt: so brauchet er doch sechs oder sieben, wenn er in der Hecke steht. Dieß ist eine allgemeine Beobachtung, daß alle Bäume, die man auf solche Art wachsen läßt, doppelt so viel Zeit erfordern, ehe sie Früchte bringen.

Das unsterbliche Holz, wovon man auch Hecken machet, und welches diesen Namen daher bekommen, weil es lange Zeit dauert, kommt besser von den in die Erde gelegten Reisern, als aus den Kernen fort, und wächst in allen Arten von Erdreiche. Wenn es ausgeschlagen ist: so flicht man die Sprößlinge in einander, und bindet sie zusammen, damit sie desto besser in diesem Stande bleiben. Man köpfet sie; und sie machen bald einen um so viel stärkern Zaun, weil der Stamm und die Zweige des Baums voller kleinen Stacheln sind. Man bedienet sich auch noch des **Mediciniars** zu eben dem Gebrauche, welcher Baum nebst dieser Eigenschaft auch noch Purgiernüsse trägt.

Was darauf zum Aufnehmen des neuen Einwohners dienen muß, ist in der umständlichen Vorstellung von einem vollständigen Wohnplaze enthalten, die man mitgetheilet hat; jedoch mit dem Verhältnisse welchen der Unterschied des Fleisses und des ersten Vorschusses erfordert. Die Naturgeschichte wird die Vortheile vollends zu

erken-

erkennen geben, welche man von einer so schönen Unternehmung haben kann, indem sie noch anderweitige Erklärungen von dem Gewinnste geben wird, den solche bringt.

Wir haben dieses Capitel mit Fleiß etwas weitläuftig und umständlich ausgeführt, weil es unter allen am meisten practisch ist, und vielen Handelsleuten, besonders denjenigen Teutschen sehr nüzlich werden kann, die etwa unter den Engländern jezo die neu eroberten Inseln möchten bevölkern helfen, weil doch die Franzosen schwerlich da bleiben werden. Da viele Provinzen Teutschlandes durch Krieg, Soldaten und andere unglückliche Zufälle theils verheeret, theils gedruckt werden: so dörfte es an teutschen Colonisten nicht fehlen, die ihre unglückliche Wohnsize gegen glücklichern vertauschen werden, besonders wenn England nach einem guten Frieden die Fracht und andere Kosten der Ueberfahrt und einigen Vorschusses auf sich nähme. (*) Erobern sie vollends Canada, so haben die Einwohner von halb Teutschland daselbst Plaz. Wer freilich nichts mitbringt, gewinnsüchtigen und unbarmherzigen Leuten in die Hände geräth und für seine Ueberfahrt etliche Jahre dienen muß, der ist anfangs übel daran,

(*) Wie sie es nach dem Aachener Frieden in Neuschottland bei Erbauung und Bevölkerung der Stadt Hallifax gethan haben.

bis er diß überstanden und hätte oft besser gethan, wenn er in seinem Vaterlande geblieben wäre. Kömmt man bei ehrlichen und christlichen Pflanzern zu dienen, so ist es so wenig als eine Sclaverei anzusehen, daß man nicht nur besser steht, als manche Taglöhner und Gesinde in Europa, sondern auch nachhero Vorschuß und alle Hülfe von seinen Herrn bekömmt, wenn man eine eigene Pflanzung anlegen will und vorhero redlich gedienet hat. Diejenigen, so solchen Dienst verschreyt gemacht, sind gemeiniglich Taugenichts und Landstreicher gewesen, denen das Arbeiten in der neuen Welt eben so wenig, als in der alten, angestanden.

Siebendes Capitel.

Beschreibung der Insel Martinique, ihrer Lage, Größe, Bevölkerung, Geschichte, Beschaffenheit und Eintheilung.

Namen, Lage und Größe von Martinique.

Martinique, lat. Mittalanea, auf den Holländischen Charten Matalino hieß ehemals unter den **Caraiben**, ihren ersten Einwohnern, **Madanina** oder **Mataninо**. Sie liegt im 14 Grad 30 Min.

Min. Norderbreite. Man giebt ihr 16 Seemeilen in die Länge und 45 im Umfange: allein diese Seemeilen sind dem P. du Tertre so groß vorkommen, daß er glaubt, er könne wol 18 in die Länge und 50 im Umfange rechnen, die Vorgebirge darunter mit begriffen, welche an einigen Orten 2 oder 3 Seemeilen in die See hinaus gehen. Aus eben dieser Ursache ist auch ihre Breite sehr verschieden. Nach des Ingenieur Bellins Charte hat sie nur 15 Seemeilen in die Länge und wenn man die höchste Breite nimmt von der Caravellen-Spize an, so hat sie nur sechs und eine halbe Seemeile.

Diese Insel wird wol im J. 1493 zu eben der Zeit, wie Dominique, entdeckt worden seyn. So viel ist gewiß daß Christoph Colombo den 13 Juni 1502 daselbst anländete und frisch Wasser einnahm. Er blieb 3 Tage an dieser Küste. Nachgehends findet man keine weitere Fußstapfen von Europäern, ausser daß die Engländer unter dem Grafen von Cumberland im J. 1593 ebenfals daselbst ankerten, sich 3 Tage aufhielten und Erfrischung nahmen. Diß mag wol die Ursache seyn, warum diese Insel hernach mit 21 andern in die Commission des Grafen von Carlisle gekommen, welchem König Carl der I. im J. 1627 die Freiheitsbriefe darüber ausfertigen ließ. Die

Englischen Commissarien stüzten lezthin ihre Forderungen darauf, als wegen der Insel St. **Lucia** gestritten wurde. Die Französischen Commissarien aber haben vieles und zwar nicht ohne Gründe wider die Entdeckung Cumberlands und die Commission des Carlisle in ihren Memoires eingewendet. (*) So viel hat allemal seine Richtigkeit, daß vor der Bevölkerung der Insel **St Christoph** keine Europäische Nation in den kleinen Antillen festen Fuß gehabt, wie oben schon gezeiget worden. Alles lief dahinaus, daß die Europäischen Schiffe dann und wann ankerten, frisch Wasser und Holz einnahmen, oder sich in den Cursen gegen die Spanier daselbst versteckten. Freibeuter und Seeräuber fanden sich ein, davon einige oft wirklich unter den Caraiben ihre Wohnsize errichteten, gleichwie man wirklich schon Franzosen in **St. Christoph, Guadaloupe** und **Martinique** fand, als diese Inseln das erstemal recht in Besitz genommen worden.

Bevölkerung und

Martinique wurde von St. Christoph aus, gleich wie alle übrige kleine Antillen, bevölkert. D'Enambüc, der erste Gouverneur, nahm mit 100 Mann Besiz davon den 6 Julius 1635; und, nachdem er sie mit allen Nothwendigkeiten versehen, ver-

(*) Tom. I, Part. II. pag. 18. f. et 29.

verschafte er ihnen den ruhigen Besiz davon und ließ den du Pont zu ihrem Befehlshaber zurück. Die Insel war damals von den Caraiben, oder Wilden, bewohnt, welche, ob siegleich nach dem Laet die schlimmsten unter allen waren, die Franzosen anfänglich doch wol aufnahmen: allein sie kehrten bald das rauhe gegen sie heraus und bekriegten sie öffentlich. Im J. 1636 im Brachmonat kam es wieder zum Frieden, der aber 1639 schon wieder gebrochen, jedoch den 24 Jäner des folgenden Jahrs wieder erneuert wurde.

Geschichte derselben.

Nachdem d'Enambuc im December des J. 1636 gestorben war, so wurde sein Neffe der Herr du Parquet zum Generalgouverneur von Martinique und den dazu gehörigen Inseln, als St. Lucia, Grenada und den Grenadinen bestellt. Diese Colonien befanden sich damals schon über 7000 Einwohner stark: allein die Wilden thaten ihnen alles Herzeleid an, ob man gleich öfters den Frieden mit ihnen erneuerte. Im J. 1646 ermordeten die Wilden von St. Lucia das Schiffsvolk von 3 Französischen Fahrzeugen, die nach Martinique gehörten. Als sich die Franzosen rächten und in Dominique einige Wilden erschlugen, so ermordeten diese hierauf alle Franzosen, die sie auf der Insel Marie galante fanden. Darauf kam es zu einem allgemeinen Krieg, der haupt-

sächlich daher rührte, weil sich die Franzosen auf erst besagten Inseln zu weit ausbreiteten. Er fieng im Jahr 1654 an, das Blut floß auf beiden Seiten Strömeweis. Mit Martinique kam es aufs äuserste. **Dü Parquet** wurde in seiner eigenen Wohnung von einer kleinen Caraibischen Armee belagert, die alles verwüstete und ihn zur Uebergab gezwungen hätte, wenn nicht eine Holländische Flotte, so die ganze Insel im Feuer antraf, ihm unvermuthet Hülfe zugeschickt hätte. Die Franzosen thaten hierauf verschiedene glückliche Angriffe und trieben die Caraiben aller Orten, auch selbst auf den Inseln **Dominique, St. Vincent** und **Grenade**, zurück, welches die Wilden zu einem neuen Frieden vermochte. Unterdessen fiengen sie doch gleich wieder Händel an und überfielen den 6 Novemb. 1656 die Barke des Herrn dü Parquets selbst. Den 29 August des folgenden Jahrs kam es noch weiter, als viele flüchtige Neger auf der Insel Martinique sich zu ihnen schlugen: aber auch hier wurden sie wieder abgetrieben und sie verlangten den 8 October Frieden. Allein noch vor Ende desselben Jahrs giengen die Feindseligkeiten von neuem an, und gaben gar zu einem gefährlichen Aufstand in Martinique Gelegenheit, welches dem Hrn. dü Parquet so nahe gieng, daß er aus Kummer den 3 Jäner 1658 den Geist aufgab.

gab. Jedoch hatte der Krieg einen guten Fortgang auf Seiten der Franzosen, die es endlich dahin brachten, daß sie die Wilden im J. 1658 gänzlich von der Insel vertrieben, wo sie sich bishero nimmer haben sezen können. Dann obgleich der Krieg ausserhalb noch einige Jahre mit den Wilden daurte: so wurde doch bei dem allgemeinen Frieden, der 1660 auf der Insel **Guadaloupe** zwischen den Wilden und allen so wol Französischen als Englischen Antillen geschlossen wurde, von den Franzosen zu Martinique ein besonderer Artikel und Bedingung angehängt, kraft dessen die Wilden niemals wieder nach Martinique kommen sollten. (*)

Als die Franzosen unter dem d'Enambuc Martinique in Besiz genommen, so gehörte diese Insel der ersten Französischen Compagnie von Westindien, die den 31 October 1626 errichtet, den 24 April 1627 ihre Freibriefe bekam, und den 8 März 1635, als

Ehmalige Besizer der Insel Martinique.

(*) S. Du Tertre Hist. des Antilles T. I. pag. 546. 573. S. auch die Memoires des Commissaires françois T. I. 2 Part. pag. 55. & 219. Es haben daher verschiedene Schriftsteller gefehlt, die Martinique so wol von Franzosen als Caraiben noch bis jezo als bewohnt angegeben, wie die allgemeine Geschichte von Amerika im 2ten Th. S. 830. und Hr. Ludovici im allgem. Kaufmanns Lexicon unter dem Artikel Martinique, nebst andern.

als eben die Insel in Besiz genommen ward, bestätiget wurde. Du Parquet wurde nach d'Enambucs Tod den 2 December 1637 General Gouverneur, welcher hernach der erstbemeldten Compagnie den 27 Sept. 1650 so wol die Insel Martinique, als auch Ste Lucie, Grenade und die Grenadinen für 60000 Liv. abhandelte und als sein Eigenthum besaß. Er hinterließ nach seinem Tod eine Witwe und 2 unmündige Söhne, denen das Eigenthum dieser Insel im J. 1658 bestätiget wurde, gleichwie auch die oberste Befehlshaberstelle, die aber bei der Minderjährigkeit der Söhne der Herr von Vanderoque unterdessen als Vormünder zugleich über sich nahm. Da aber die Eigenthümer der gesamten Französischen Inseln dieselbe nicht recht bevölkerten, auch in keinen guten Zustand sezten, obgleich die Familie des Du Parquets mehr als eine Million Liv. nur auf Grenade und Ste Lucie verwendet: so löste man die Inseln wieder ein und gab den Eigenthümern den Kaufschilling und andere ausgelegte Summen wieder zurück, wodurch die zweite Handlungsgesellschaft 1664 zu Stande kam, welcher diese Inseln übergeben wurden, nachdem die Familie des Du Parquets bei der Abrechnung weiter nicht als hundert und 20000 Liv. erhalten. Weil auch unter dieser Gesellschaft die Befestigung der Inseln und die Versicherung des Han-

Handels vernachlässiget wurden, so kam im Monat Dec. 1674 ein königlicher Befehl heraus, wodurch Martinique nebst den übrigen Inseln zu den Domainen der Krone gezogen worden, nachdem man der Gesellschaft ihre Auslagen vergütet und selbst ihre Schulden bezahlt hatte. Hierauf kam alles in bessern Zustand. Man legte verschiedene Forts an und richtete alles zum Vortheil der Handlung und einer daurhaften Besizung dieser Insel ein, wodurch sie die vornehmste unter allen Französischen Antillen geworden. Das im J. 1645 daselbst errichtete höchste Gericht, welches alle Sachen ohne weitere Adpellation schlichtet, nebst dem Siz des Generalgouverneurs und Intendanten aller Französischen Antillen, trug auch vieles zur Aufnahme von Martinique bei.

Allgemeine Vorstellung u. Beschaffenheit von Martinique.

Laßt uns nun diese Insel überhaupt vorstellen. Sie hat erstlich die schönsten Buchten, oder wie sie hier heissen, Säcke, auf den Antillen, die zu Guadaloupe nicht ausgenommen. Hernach ist das Land selbst ziemlich eben; und man braucht keiner beschwerlichen Arbeit, die Wege bequem zu machen. Die Säcke von Cabesterre zeigen an vielen Orten Erdzungen eine halbe Seemeile breit, welche ungefähr eine Seemeile weit in das Meer hinaus gehen. Das niedere Land ist sehr mit Hügeln und Bergen

gen besezt, welche gleichwol wohnbar und fruchtbar sind, ber doch nicht so sehr, als die kleinen Ebenen, die Gegenden des platten Landes und die schönen Gründe, die sich längst den Flüssen befinden. Fast der ganze Boden ist kiesigt, und gleicht dem zermalmten Bimsteine, welches machet, daß er auf den ersten Anblick unfruchtbar aussiehet. Wenn indessen dieses Land einmal den Regen eingesogen: so erhält es sich weit länger frisch, als ein stärkeres Land. Alles was man daselbst pflanzet, breitet seine Wurzeln weiter aus und zieht mehr Nahrung an sich. Diese ganze Insel wird von mehr als 40 Flüssen gewässert, wovon einige ziemlich lange schiffbar sind, einige aber auch wieder vertroknen. Die gute Gelegenheit zu ankern und die Sicherheit der Rheeden und Häfen haben zur schnellen Bevölkerung dieser Insel vieles beigetragen. Alle Schiffe, die auch nach den andern Inseln gehen, länden gerne daselbst an; und weil die Einwohner im Anfange etwas von der Großmuth und Gütigkeit ihres Herrn, des dü Parquets, an sich hatten: so empfiengen sie die Fremden mit so guter Art, daß viele daselbst geblieben, die nur auf eine kurze Zeit die Insel besuchen wollten, ob sie gleich in etwas von den vielen Schlangen, die auf der Insel waren, abgeschreckt worden. Ein zweiter Vortheil, der nicht weniger schäz-

bar ist, besteht darinnen, daß sie den Orcanen sehr wenig unterworfen ist. Wie dann oft 15 und mehr Jahre vorbeigehen, ehe sich ein heftiger einstellt. Im J. 1757 nahm sie doch deßhalb sehr großen Schaden, indem viele Wohnpläze und Zuckerpflanzungen, auch selbst eine ziemliche Anzahl Menschen zu Grunde gieng. Es gibt übrigens auch hohe Berge und Felsen auf der Insel, die von niemand als den Schlangen, und andern wilden Thieren bewohnt werden. Jedoch sind die Berge mit schönen Waldungen bedeckt, deren Bäume die europäischen an Höhe und Dicke weit übertreffen, auch Früchte und Eicheln im Ueberfluß tragen, welche den wilden Schweinen und Vögeln zur Nahrung gereichen.

Luft u. Krankheiten auf der Insel.

Die Luft ist ziemlich gesund auf der Insel, besonders an den Hügeln und Bergen, wo der beste Taback wächst. In den Thälern will man sie nicht so rühmen, da die Leute eine üble Gesichtsfarbe zum Theil bekommen. Die Neuankommenden, welche diese Luft noch nicht gewohnt sind, werden mit Magenbeschwerung, als einer auf dieser Insel gewöhnlichen Krankheit, befallen. Das Siamische Uebel hatte ehedessen auf der Insel, gleichwie auch auf andern Inseln, sehr gewütet. Diese Krankheit, welche daher so genannt wurde, weil sie nicht eben von Siam, sondern nur durch ein Schiff,

das die Ueberbleibsel von den Niederlassungen Merguy und Bancok daher brachte, und zu Brasilien angelegt hatte, wo einige Leute von dem Schiffsvolke solches bekommen, nach Martinique gekommen war, wo sie in 7 bis 8 Jahren gewaltig aufräumte, war um so viel gefährlicher, weil man kein Hülfsmittel darwider wußte, noch auch deren Beschaffenheit recht kannte. Die Zufälle derselben waren so mannigfaltig, als die Temperamente der Kranken. Gemeimeiniglich fieng sie sich mit starken Kopf= und Nierenschmerzen an, worauf bald ein starkes Fieber folgte, so sich aber nicht allemal gleich öffentlich zeigte. Oftmals kam ein Bluten aus allen Gängen des Leibes, und sogar durch die Schweißlöcher, dazu. Zuweilen gab man ganze Haufen Würmer von verschiedener Größe und Farbe von sich. Bei einigen wuchsen unter den Achseln Knollen voll schwarzen und verderbten Blutes, oder voller Würmer. Der Tod folgte gemeiniglich den 6 oder 7 Tag darauf. Zuweilen fiel man ohne weitere Vorherempfindung, als einen leichten Kopfschmerz, auf der Gasse todt darnieder; und diejenigen, welche so grausam überfallen wurden, bekamen eine Viertel Stunde darnach ganz schwarzes und faules Fleisch. Die Engländer, welche damals während dem Krieg auf der Insel gefangen waren, brachten diese

Krank=

Krankheit hernach auf alle ihre Inseln. Sie kam auch zu den Spaniern und Holländern. Endlich scheint sie sich geschwächt zu haben, weil man den Herrn **de la Condamine** 1735 innerhalb 24 Stunden, und durch sehr schlechte Mittel davon hat genesen sehen. Sie kam gegen Ende des vorigen Jahrhunderts auf die Insel.

Die meisten Häuser der Insel bestehen aus Holz und sind sehr bequem und artig erbauet. Die wichtigsten stehen auf Anhöhen oder **Mornen**. Diese vortheilhafte Lage trägt nicht wenig zur Gesundheit derer bei, die darinnen wohnen. Die Häuser werden auch deßwegen auf Anhöhen gebaut, weil die Flüsse in den Thälern oft großen Schaden anrichten, wenn sie aus ihren Ufern treten. Sie reissen alsdann Bäume um, spülen die Felsensteine loß, und überschwemmen die Felder; stürzen auch nicht selten die auf der Ebene befindlichen Häuser über den Haufen. Häuser.

Die Menge der Einwohner, die das Land bewohnen und anbauen, ist ziemlich angewachsen; man schätzt die Weissen über 12000 Seelen und die Neger, oder Schwarzen etlich und 20000. Die vortheilhafte Lage der Insel hat, wie schon gemeldt, vieles zu dieser Vermehrung beigetragen: denn fast alle französische und holländische Schiffe richten ihre Fahrt so ein, daß sie daselbst Anzahl der Einwohner.

an-

anlanden. Der Siz des souverainen Conseils, dessen Gerichtsbarkeit sich nicht allein über alle die andern französischen Antillen, sondern auch über St. **Domingo** und **la Tortüe** erstrecket, ziehet auch viele Einwohner und Fremde dahin.

Eintheilung der Insel in Kirchspiele.

Die Franzosen bewohnten anfänglich nur Basseterre, oder das niedere Land von Martinique, die Wilden aber hatten das obere, oder Cabesterre inne. Ob sie gleich durch hohe Gebirge von einander abgesondert waren, so hinderte diß die Wilden doch nicht, wie wir schon gezeigt haben, die Franzosen zum öftern zu überfallen. Die Insel wird in gewisse Kirchspiele, oder Viertel eingetheilt, deren Anfangs viere wären, als **le Precheur**, oder der **Prediger**, das Fort **St. Pierre**, **Carbet** und **Case Pilote**, die alle in Basseterre liegen. Ob gleich schon im J. 1650 das niedere Land allenthalben bewohnt war, so gehörten sie doch insgesamt dahin. Als aber die Wilden vertrieben waren, so wurden in Cabesterre noch verschiedene Kirchspiele errichtet, die wir jezt nach einander durchgehen wollen. So bald die Insel ein wenig angebauet war, so ritt man leicht in alle Viertel, auch die von Cabesterre nicht ausgenommen.

Das Prediger Kirchspiel.

Wir wollen die Kirchspiele in Basseterre zuerst durchlaufen und mit dem **Prediger**viertel den Anfang machen. Es hat seinen

Na-

Namen von einem Felsen im Meere, gegen seine Spize zu, auf welchem man noch einen zweiten weit erhabnern sieht, der von Ferne die Gestalt eines Predigers auf der Kanzel vorstellet. Die Pfarre daselbst hat von St. Joseph den Namen, und wird von den Dominicanern bedient. Dieses Viertel hat ziemliche Gebirge, jedoch auch einen sehr ebenen Grund. An dem Abhang der Berge findet man schöne Wohnpläze. Diß Viertel ist mit verschiedenen Flüssen durchwässert, davon die vornehmsten der weisse Fluß, des kleinen Königs- und der Predigerfluß. Bei der Seronsbucht und hinter den Predigerfelsen ist ein ziemlicher guter Ankergrund, gleichwie auch in der Wasserschlangenbucht, wo eine Batterie steht.

Das Kirchspiel und Fort St. Pierre.

St. Pierre ist eines der ältisten und ansehnlichsten Viertel auf der Insel, sowol wegen dem guten Hafen und Rheede die es hat, wo die meisten Schiffe einlaufen, als auch wegen der Stadt und dem Fort, so darin erbauet, und in neuern Zeiten starken Zuwachs erhalten. Labat giebt folgende Beschreibung davon. Die Stadt **St. Pierre** hat ihren Namen von dem Fort, welches 1665 unter der Gewalt der zweiten Compagnie der Antillen erbauet worden. Sie ist ein länglichtes Viereck, dessen eine lange Seite an dem Ufer des Meeres ist, und die

Rheede vertheidiget. Die entgegen gesezte Seite ist auf dem Waffenplaze. Sie wird von zween runden Thürmen mit Schießscharten flanquiret, wovon jeder 4 Stücke enthalten kann. Die Mauer, welche an diese Thürme stößt, ist voller Schießlöcher, ohne Graben, ohne bedeckten Weg und Palissaden. Eine von den kleinen Seiten, welche nach Westen geht, hat den Fluß Roxelane neben sich, der jezo St. Peters, oder des Forts Fluß genennet wird, und zeiget auch einige Canonen, welche die Rheede bestreichen. Das Thor des Fortes ist an der Ostseite. Es ist durch einen langen Hof, der gegen das Meer zu gemauert, mit Schießlöchern, und an der Seite des Plazes pallisadirt ist, offen. Die Seite des Hofes, welche dem Thor gegenüber ist, wird von einem Wachthause und einer Capelle eingenommen. Dieses Fort wird von allen Seiten bestrichen, die Seeseite ausgenommen. Da der Orcan von 1695 die Hälfte von dieser Seite nebst der Eckbatterie weggerissen hat, welche am Flusse war: so hat man nur die Mauer wieder aufgeführet, und eine Plattforme an der Ecke statt der Gebäude gemacht, die man daselbst aufgeführet hatte, und wovon ein Theil dem Generalstatthalter zur Wohnung dienete. Der Waffenplaz ist ein Viereck von 50 Toisen ungefähr. Man begreift leicht,

daß

daß das Fort eine Seite davon ausmachet. Die drei andern sind mit Häusern umgeben, nebst 5 Strassen, die darauf zugehen, und die Stadt ausmachen.

Sie kann in drei Viertel eingetheilet werden. Das mittlere, welches eigentlich St. Pierre heißt, fängt sich bei dem Fort und der Pfarrkirche gleiches Namens an, welche die Jesuiten versehen, und geht bis an das Gebirge, welches an der Westseite ist, wo man eine verdeckte Batterie von 11 Canonen findet, die St. Nikolasbatterie genannt. Der ganze Raum zwischen dieser und der St. Robertsbatterie, welche an dem Ende der Westseite ist, machet das zweite Quartier, welches man **le Mouillage**, den Ankerplaz, genannt hat, weil sich vor diesem Theile der Stadt alle Schiffe vor Anker halten. Sie sind daselbst mehr bedeckt, als vor dem Fort. Die Kirche der Jacobinen, welche U. L. F. von gutem Hafen gewidmet ist, dienet zur Pfarrkirche für dieses Viertel und für die Einwohner der kleinen Gebirge, welche man auf den französischen Inseln **Mornes** nennet. Das dritte Viertel, die Galeere genannt, zeiget eine lange Strasse, welche von dem Fort bis an den Fuß einer geschlossenen Batterie, die an der Mündung des Jesuitenflusses ist, längst der See hingeht. Dieses Viertel ist auch ihr Kirchspiel. Bei Labats Ankunft

 zähle-

zählete man in beiden Kirchspielen, welche diese drei Viertel ausmachen, ungefähr 2400 Communicanten, nebst einer gleichen Anzahl Negern und Kinder, die Soldaten und Flibustier mit darunter begriffen.

Die Pfarrkirche zu St. Peter ist von Mauerwerke; das Portal von gehauenen Steinen, nach der dorischen Ordnung mit einer attischen zum andern: man wirft aber der Zeichnung beträchtliche Fehler vor. Dieses Gebäude ist 120 Fuß lang, und 36 breit. Zwo Capellen endigen das Kreuz. Die Altäre, die Bänke und der Predigtstuhl sind von gutem Geschmacke, und der Gottesdienst wird darinnen mit Wohlstande verrichtet. Die Häuser des Intendanten und besondern Statthalters, das Gerichtshaus, das Gefängniß, die Oefen, und die Magazine, die Einnahmestuben, das Kloster der Ursulinerinnen, eine ansehnliche Rafinerie und die vornehmsten Kaufleute, sind in dem St. Peters Kirchspiele. Die Kirche zu St. Dominicus, welche für den Ankerplaz zur Pfarrkirche dienet, ist auch gemauert. Ihr Portal ist schlecht. Die Kirche ist mitten auf dem Gottesacker, welcher rund herum mit Mauern umgeben ist, und dessen Thüre auf die Hauptstrasse des Ankerplazes oder **Mouillage** geht. An der Seite des Gottesackers findet man eine Allee von Orangebäumen, die nach dem Kloster füh-

führet, welches ungefähr 300 Schritte weit davon ist. Sie wird von zween andern durchschnitten, welche 100 Schritte lang sind. Ein Maaßschritt zu Martinique ist vierthalb pariser Fuß. Dieß war damals die ganze Breite dieses Stücks, welches man auszubreiten nicht unterlassen hat, wenn sich Gelegenheit dazu gewiesen. Das Kloster, welches diese Allee endiget, besteht in einem viereckigten Gebäude von 30 Fuß, welches einen Saal, drei kleine Zimmer oben, und eben so viel unten enthält. Hinter dem Hauptgebäude und zu beiden Seiten geben zwei abgesonderte Gebäude die andern Bequemlichkeiten. Ueber allen diesen Gebäuden hinaus war ein Viereck von der ganzen Breite des Plazes durch doppelte Alleen von Orangenbäumen eingeschlossen, welche den Garten in sich hielten. Seit 2 oder 3 Jahren aber bestund er nicht mehr. Eine Wasserfluth, die von dem Gebirge kam, hatte eine Menge Steine und Erde mitgenommen, welche das Kloster bis auf 4 Fuß hoch angefüllet hatten. Es blieb nur ein kleiner Küchengarten an der Seite des Hauptgebäudes, nebst einem Dattelbaume, einigen Abricosenbäumen von St. Domingo und andern Bäumen übrig.

Der Garten des Intendanten stößt an ein Kloster Ursulinerinnen, die ursprünglich von St. Denis in Frankreich sind, welche

Kostgängerinnen annehmen, und die jungen Mägdchen aus dem Flecken unterrichten. Sie stehen unter der Führung der Jesuiten. Dieses Kloster gehörete vordem den Klosterfrauen vom dritten Orden des heiligen Dominicus.

Die Jesuiten haben an dem Fluß, so nach ihnen heißt, ein schönes Gebäude von Stein, so auch zugleich zur Befestigung dient. Die Zugänge sind schön, nicht weniger die Gärten, womit es umgeben ist. Es ist auch hier ein Weinberg angelegt worden, welcher Trauben genug träget, um Wein daraus zu machen.

Carbet Kirchspiel.

Weiter gegen Süden liegt das Kirchspiel **Carbet**. Dieses Quartier hat seinen Namen von den Caraiben beibehalten, welche ehedem einen ihrer größesten Flecken, und ein Versammlungshaus, so sie Carbet nennen, darin gehabt. Der Gouverneur hat lange Zeit seinen Siz darin gehabt, daher es auch das **Herrnviertel** genennet worden. Als du Parquet seine Wohnung hier aufgebaut, so kamen die Caraiben, die niemals dergleichen Haus gesehen, haufenweise herbei und versuchten es zu erschüttern: als dieses nicht angehen wolte, gestunden sie, daß dergleichen Wohnungen auch wider alle Orkane gesichert seyn müßten. Dieses Haus ist nicht weit von der Rheede, woselbst nun auch eine Batterie errichtet worden. Es

geht

geht ein schöner Fluß durch das Viertel, welcher sich in zween Arme theilet, und eine kleine Insel bildet, wo dieser General sein Haus hatte, das er nachher den Jesuiten gab. Es sind angenehme Gärten herum, welche mit allerhand fruchtbaren Bäumen und Seltenheiten des Landes bepflanzet sind. Die Pfarrkirche in diesem Viertel ist dem H. Jacob geweihet, und wird von den Jesuiten besorgt. Der Fluß Carbet fließt hier vorbei. Auf der Abendseite ist die Bucht a la Touche, und gegen Süden liegt ein Vorgebirg, darauf der Ochsenberg sehr groß.

Das nächste Kirchspiel dabei heißt **Case Pilote**. Es hat einen Flecken und eine Kirche, die der H. Jungfrau geweihet ist und von den Jesuiten bedienet wird. Der Ort hat seinen Namen von einem caraibischen Heerführer, der ehedem daselbst gewohnet, und den Franzosen zu Ehren den Namen **Pilote** angenommen hatte. Er war ein treuer Freund von dem du Parquet, und gab ihm beständig von allem Nachricht, was seine Landsleute für Anschläge wider die Franzosen hegeten. In diesem Viertel liegt auch **Case Capot**, oder der **Grund Capot**, welches eine schöne Savanne, so auf einer Seite mit einem Fluß gleiches Namens, auf der andern Seite aber mit verschiedenen angenehmen Wohnungen begrenzt ist. Sie

Kirchspiel Case Pilote.

ist von zwo Seemeilen und dienet vielem Viehe zur Weide. Der Boden ist übrigens meistens erhaben und durch Gründe abgesondert, worauf man viele **Canificiers**, oder Cassienbäume, ehmals pflanzte, jezo aber die Zuckerröhre vorzieht. Gegen der Rheede zu ist der Grund ziemlich eben. Weiterhin ist der Negerncasefluß, so beständig Wasser giebt.

Kirchspiel Fort royal.

Weiter gegen Süden gelangt man an die **Negernspize**, die an der großen Königl. Bucht (Cul de sac royal) liegt, und schöne Zuckerwerke hat, worauf das Kirchspiel **Fort royal** selbst folget, das wegen seinem Hafen **Carenage**, der bei allen Völkern berühmt, merkwürdig ist. Die Holländer verfügten sich sonst auf ausdrücklichen Befehl von ihren Generalstaaten im Brach-Heu- und Augstmonate dahin, um die Wuth der Orkane zu vermeiden. Sonst scheiterten die Schiffe an den Küsten der übrigen Inseln in Menge; wie dann nur 1650 28 Schiffe auf der Rheede St. Christoph mit allen Waaren und Leuten zu Grunde gegangen, von welch leztern nur der berühmte **Ruyter**, nachmaliger Admiral der vereinigten Niederlande, gerettet wurde, von welchem gleich ein mehreres. Nachdem aber der General du Parquet die Hauptleute eingeladen hatte, sich dahin zu begeben, und aus blosser Großmuth ohne etwas zu for-

fordern, diesen Hafen allen Nationen gemein gemacht: so hat man nicht mehr so häufige Schiffbrüche gesehen. Du Parquet sezte einen erfahrnen Piloten nach Carenage, welcher den Fremden große Dienste geleistet. Die Stadt und **Fort Royal** ist der zweite Hauptort nach St. Pierre auf der Insel. Zu Labats Zeiten arbeitete ein geschickter Ingenieur, H. von Caylus aus Languedoc an der Befestigung dieses Plazes, und wenn man ihm gefolgt hätte, so würde der Ort fast unüberwindlich worden seyn. So aber hatte sie verschiedene Mängel. Man beschuldigte einen andern Ingenieur, Blondel, welchem aufgetragen worden, den Riß auszuführen, den ein geschickter Mann, Payen, im 1675 Jahre entworfen hatte, daß er einen andern dafür an die Stelle gesezet, unter dem Vorwande, übermässige Unkosten zu vermeiden, und weiter nichts damit ausgerichtet, als daß er sie nur durch Fehler vermehret, die eine erstaunliche Arbeit und unermeßliche Summen gekostet haben, ohne daß es möglich gewesen, sie völlig wieder gut zu machen.

Die Festung liegt auf einer Höhe in Gestalt einer Halbinsel, die aus einem zarten Felsen oder Tufsteine besteht, der sich sehr leicht graben läßt, wenn man ein wenig unter seine Oberfläche kommt. Dieser Boden Fort royal.

ist ungefähr fünfzehen bis achtzehen Toisen hoch über das Meer erhaben, welches ihn auf allen Seiten umgiebt, eine kleine Erdzunge ausgenommen, die ihn an die Insel hängt und achtzehen bis zwanzig Toisen breit ist. Bei dem Angriffe der Holländer 1674 hatte dieser Erdklumpen, den man schon damals Fort royal nennete, zu aller Befestigung nur ein doppeltes Pfahlwerk, welches diese kleine Zunge unten mit einer andern Reihe auf der Höhe schloß, und zwo verdeckete Batterien, eine auf der Spize, die Einfahrt in den Hafen zu vertheidigen, welchen man le Carenage nennet, und die andere auf der Seite der Rheede. Der Boden, worauf jezo die Stadt steht, war ein Morast voller Schilf. Man sah nur bloß einige schlechte Hütten daselbst, welche zu Magazinen für Kaufmannswaaren dieneten, wenn die Schiffe währender Zeit der Orcane in dem Carenage waren.

und dessen Angriff von Ruytern.

Der Angriff der Holländer unter des Admiral Ruyters Anführung wurde Labat von einer so großen Anzahl Augenzeugen, ohne die geringste Veränderung der Umstände erzählet, daß man seiner Erzählung mehr Glauben beimessen muß, als den damaligen Zeitungen. Alles ist sonderbar bei dieser Begebenheit. Die Magazine waren voller Brantewein und Wein, als Ruyter seine Truppen unter der Anführung des Grafen von

von Stirum an das Land steigen ließ. Seine Soldaten, welche keinen Widerstand antrafen, fiengen an zu plündern, und soffen mit so weniger Mäßigung, daß sie nicht mehr im Stande waren, auf einem Beine zu stehen, als man zum Sturme marschiren mußte. Es fanden sich in dem Carenage eine Flüte von zwei und zwanzig Canonen und ein Schiff des Königes von vier und vierzig, welches der Marquis von Amblimont, des Grafen von Blenac Nachfolger in der Generalstatthalterschaft über die Inseln, führete. Diese beiden Schiffe macheten ein so erschreckliches Feuer auf diese Besoffenen, die bei jedem Schritte fielen, daß sie ihrer über neunhundert erlegeten. Ihr Haupt war mit unter der Anzahl. Das Feuer aus den Schiffen, welches von dem aus den Pallisaden unterstüzet wurde, zwang den Officier, welcher dem Grafen von Stirum gefolget war, den Rückmarsch schlagen zu lassen. Er machte einen Wall von denen Tonnen, die seine Leute ausgeleeret hatten, um einen Theil von den Lebendigen und Verwundeten zu bedecken, und ihnen Zeit zu lassen, ihren Rausch auszuschlafen. Ruyter, welcher den Abend an das Land kam, nachdem er den ganzen Tag diesen Felsen beschossen, erstaunete überaus sehr, da er über fünfzehenhundert Holländer getödtet oder verwundet sah. Er fassete auch

so-

sogleich den Entschluß, eine so schädliche Unternehmung zu verlassen, und seine übrigen Leute bei der Nacht einzuschiffen.

Zu gleicher Zeit ließ der Statthalter der Insel (*) seinen Rath zusammen kommen, worinnen man beschloß, das Fort zu verlassen, nachdem man das Geschüz vernageln lassen. Denn da der Feinde ihres den größten Theil der Verschanzungen niedergeworfen: so war zu befürchten, man möchte beim Sturme nicht widerstehen können, wenn die Holländer ihren Weinrausch vollends ausgeschlafen hätten. Dieser Entschluß aber konte nicht so stille ausgeführet werden, daß sie nicht ein großes Geräusch in dem Fort höreten. Sie hielten solches für das Vorspiel von einem Ausfalle, dessen Wirkungen Ruyter in dem Zustande fürchtete, worinnen seine Leute annoch waren. Ein Theil war schon wieder eingeschiffet. Das Schrecken breitete sich unter die andern aus. Sie warfen sich mit solcher Eilfertigkeit in die Schaluppen, daß sie ihre Verwundeten, ihre Kriegesgeräthschaft und sogar einen Theil ihres Gewehres zurück ließen, unterdessen daß die Belagerten, welche ebenfalls durch das Geräusch, welches sie höreten, beunruhiget wurden, und es für

(*) Herr de Sainte Marthe. Der Generalstatthalter war damals Herr de Baas.

für den Marsch des Feindes hielten, der zum Sturme anrückete, nicht weniger eileten, in ihre Canote zu kommen. Da endlich dieses gegenseitige Schrecken beide in die Flucht getrieben: so blieb nur ein Schweizer in dem Fort, welcher sich den Abend besoffen hatte, worauf er ganz ruhig schlief und nichts von demjenigen hörete, was um ihn herum vorgieng; so daß er sich bei seinem Aufwachen sehr verwunderte, da er sich als ruhigen Besizer dieses Posten, ohne Freunde, wie ohne Feinde, sah. D' Amblimont, welcher von diesem doppelten Rückzuge nicht benachrichtiget war, fieng mit anbrechendem Tage an, sein Geschüz wiederum spielen zu lassen. Da er aber niemanden im Fort zum Vorscheine kommen sah, und in dem Lager des Feindes nichts mehr hörete, welches er wegen des Schilfes nicht sehen konte: so schickete er einen Sergenten mit einigen Soldaten an das Land, um Erkundigung einzuziehen. Diese wenige Mannschaft fand nur Todte, Verwundete und einige Besoffene, welche noch in den Magazinen schliefen. Er meldete es dem Hauptmann, der sogleich mit allen Truppen, die er am Borde hatte, Besiz von der Festung nehmen ließ. In eben dem Jahre fieng man Werke an, wovon noch ein Theil steht, und die vornehmlich aus vielen Batterien bestunden, welche die ganze

ze Spize umgaben und die Rheede, die Fahrt und die Bay bestrichen.

Heute zu Tage ist die Erdzunge, welche die Halbinsel, worauf das Fort steht, mit dem Lande der Insel zusammenhängt, mit zwoen kleinen Halbbasteien und einem sehr kleinen halben Monde befestiget, welcher die Courtine nebst einem mit Seewasser angefülleten Graben, einen verpallisadirten verdeckten Weg und ein Glacis decket. Das Thor des Fortes ist in der Seite der Halbbastei nach dem Hafen zu, mit einer sehr engen Treppe, die zu einer Platteforme führet, welche mit einigen Stücken besezet ist. Zu Ende dieser Platteforme läßt eine andere Treppe noch eine andere finden. Die ganze Seite, welche nach dem Hafen zugeht, ist mit einer doppelten Mauer verschlossen. Die Seeseite hat nur eine Brustwehr mit Schießscharten. Man hat über dem Thore noch eine dritte Platteforme mit Geschüze gemacht, um eine Höhe beschießen zu können, welche die Festung von der andern Seite des Hafens bestreicht. Die ordentliche Besazung sind ungefähr vierhundert Soldaten von der Marine.

Die Gassen der Stadt, welche man nachher bei dem Fort Royal erbauet hat, sind nach der Schnur gezogen, aber mit sehr ungleichen Häusern besezet. Im 1695 Jahre sah man ihrer viele von Mauerwerke, welche

che schon einzufallen schienen, weil der ganze Boden, welchen die Stadt einnimmt, Triebsand ist, wo man immer weniger festen Grund findet, je tiefer man gräbt. Die Erfahrung hat zu erkennen gegeben, daß, um daselbst dauerhafte Gebäude zu machen, man den Mörtel und die ersten Grundstücken auf eine Art von Grase, wie Hundesgras, womit dieses Erdreich bedecket ist, legen muß; und alle Einwohner haben diese Art angenommen. Zum Unglücke hat man bei Erbauung der Kirche dieser Art nicht gefolget, sondern dafür ein Gitterwerk gemacht, welches ansehnliche Kosten erfordert hat, und dennoch nicht gehindert hat, daß die Mauern sich nicht gesenket haben und an vielen Orten gerissen sind. Diese Kirche ist ungefähr hundert und dreißig Fuß lang und dreißig breit, nebst zwoen Capellen, die das Kreuz machen. Die Fenster sehen beinahe eben so aus, wie die Kapuzen der Religiosen, welche an dieser Kirche dienen, das ist, sie werden von zweenen Zirkelbogen gebildet, welche einen sehr spizigen Winkel machen. Das Inwendige hat wenig Zierrathen; und zur Vermehrung der Ungestaltheit hat man ein Portal vom grauen Steine daran gemacht, dessen Zusammenfügungen über einen Zoll breit mit sehr weißem Mörtel ausgefüllet sind. Es geht spiz aus wie der Giebel, ohne Einfassung und ohne Ordnung.

Oberrath von Martinique.

Die Stadt des Fort Royal ist nicht allein der ordentliche Siz des Generalstatthalters, sondern auch des Oberrathes. Dieser besteht aus dem Generalstatthalter, dem Intendanten, dem besondern Statthalter der Insel, zwölf Räthen, einem Generalprocurator, und den Königslieutenanten, die darinnen Siz und Stimme haben. Die Versammlung wird alle zween Monate gehalten, und urtheilet alle Sachen, die gerade vor sie gebracht werden, so wie auch die Appellationen von den Urtheilssprüchen des königlichen Richters und seiner Lieutenante, ohne weitere Beziehung ab. Der Generalstatthalter hat darinnen den Vorsiz: der Intendant aber, und in seiner Abwesenheit der älteste Rath, sammlet die Stimmen, und thut den Ausspruch. In Abwesenheit des Generalstatthalters hat der Intendant den Vorsiz und thut den Ausspruch. Die Bedienungen der Räthe werden nicht gekaufet. Sie sollen bloß nach Verdiensten gegeben werden, ob sie gleich oftmals nur auf Empfehlung ertheilet werden. Der Staatssecretär des Departement der Marine fertiget ihre Bestallung aus. Sie haben keine Besoldungen. Ihr ganzer Vortheil kommt auf die Befreiung von der Kopfsteuer für zwölf Negern nebst einigen leichten Vortheilen für ihre Versäumnisse. Diese Stellen werden auch nur we-

wegen der Ehre gesuchet. Man versichert, sie adeln diejenigen, welche in deren Verwaltung sterben, oder welche die Ausfertigung als Ehrenräthe erhalten, nachdem sie solche zwanzig Jahre lang besessen haben.

In den Sack royal fließt der Eidexenfluß, so ziemlich stark, gleichwie auch der gesalzene Fluß, so noch größer ist. Hierauf kommt man auf eine große Erdzunge, darauf 4 Kirchspiele und eben so viele Flecken liegen, daß also diese Gegend ungemein bewohnt ist. Die Kirchspiele, so meist von den Kapucinern besorgt werden, heissen: **St. Luce**, am **Kuhsack**, der **Buchten**, oder **d' Arlets**, nebst dem **Diamantsflecken**. Um diese ganze Erdspize herum sind die vortreflichsten Ankerpläze, als die **schwarze** Bucht, die kleine und große **d' Arletsbucht**, wie auch die kleine und große Diamantbucht, die ihren Namen von einem Felsen im Meer nahe an der äusersten Erdspize haben, der wegen seiner Gestalt der Diamant genennet wird, und einer unendlichen Menge von Vögeln zum Aufenthalte dienet. Der Zugang dazu ist schwer: indessen wird er doch oftmalen, und zwar zu der Zeit besuchet, wenn die Holztauben gebrütet haben.

Die Kirchspiele von St. Luce, Kuhsack, d' Arlet und dem Diamantsflecken.

Weiter hin gegen Morgen liegt wieder eine kleinere Erdspize, worauf das Kirchspiel von dem Flecken des Pilotenflusses ist, der dort vorbei fliesset. An dieser Spize

Kirchspiel des Pilotenflusses und des Marinsackes.

Q geht

geht der Sack **Marin** hinein, an welchem ein anderes Kirchspiel und Flecken liegt, der von diesem Sack den Namen führet. Es sind auch einige kleine Eilande in dieser ziemlich großen Bucht.

Kirchspiel St. Anne.

Auf der andern Seite dieses Sacks liegt die Salzgrubenspize, so wieder eine große Erdzunge ist, die das Kirchspiel **St. Anne** in sich begreift. An der vordern Küste liegen bis zu dem **Cap Ferre** hin viele kleine Eilande, als: die Salzgrubeninselchen, wo vieles Salz gemacht wird, das Teufelsthor, das Cabritinselchen nebst noch mehreren in dem Engländer Sack.

Kirchspiel Vauclain,

Nun kommen wir nach Cabesterre oder in das obere Land, so gegen Nordost lieget, und viele schöne und große Ebenen hat. Das erste Kirchspiel, wohin man aus dem Flecken des Sacks Marin kommt, heißt **Vauclain** und hat einen Flecken gleiches Namens. Die östliche Spize wird das **Cap Ferre** genannt, in welcher Gegend eine Batterie angelegt worden. Darauf folgt die **Macabou**spize, die am Vauclainssack lieget. Der **Simons**= und **Fregattensack** gehören schon zu dem Flecken und Kirchspiel **St. Francois**, auf welches das Kirchspiel **Robert** folget.

und der beiden Säcke St. Franciscus u. Robert.

Die große Vertiefung, welche man den Sack **Robert** nennet, hat fast zwo Seemeilen Tiefe. Sie wird durch zwo Spizen ver=

verschlossen, wovon die ostliche die **Rosen**spize und die westliche die **Gallionenspize** heißt. Ihre Oeffnung wird durch ein Inselchen von einer Meile im Umfange gedecket, welches das Inselchen **Monsieur** heißt. Eine andere, die weiter in das Meer hineingeht, decket die ostliche Spize der erstern, so daß zwischen ihnen nur ein Canal bleibt, und sie alle beide dienen die ganze Oeffnung des Sackes zu decken; daher sie diesen Hafen sehr sicher machen. Man kann nur durch drei Fahrten hineinkommen; die eine, welche zwischen den beiden Inselchen ist, ist tief, ohne Gefahr und 50 bis 60 Toisen breit; die beiden andern sind zwischen den äussersten Enden der Inselchen und den Spizen des Landes der Insel, die aber nur Barken und sehr kleine Schiffe einnehmen können. Dieser Sack bildet von Natur einen so schönen Hafen, daß er die zahlreichste Flotte einnehmen würde, und an vielen Orten können die Schiffe daselbst so nahe am Lande ankern, daß man mit einem Brette aussteigen kann. Dieses Viertel zeiget eine Menge schöner Wohnpläze.

Der Sack Franciscus ist in Ansehung der Breite und Tiefe, das ist seiner Einbiegung, lange nicht so schön; denn es würde den größten Schiffen daselbst nicht an Wasser fehlen, wenn ihnen die Einfahrt nicht durch eine Barre von Triebsande ver-

 sper-

sperret wäre, welche nach der Veränderung der Ebbe und Fluth oder nach der Heftigkeit des Flusses die Lage verändert. In einer von denen Inselchen, welche diesen Sack verschliessen, findet man einen weissen und zarten Bruchstein, der dem Feuer sehr gut widersteht, und daher zu Werkstücken gebrauchet wird, die Oefen in den Zuckersiedereien daraus zu machen. Der Fluß ist wenigstens 35 bis 40 Toisen breit und führet den Namen des Sackes. Er ist ausserordentlich tief und das Meer theilet ihm bis auf zwo Meilen von seiner Mündung den Geschmack seines Wassers mit. Eine Menge Manglen, die ihn an beiden Seiten besezen, ziehen sein Bette zusammen, und vertheidigen ihn glücklich wider das Aussteigen. Er ist sehr fischreich: die Requine und Becunen aber machen das Fischen daselbst sehr gefährlich. Unter vielen Wohnpläzen rühmet Labat einen, der 5 oder 600 Schritte von dem Orte ist, wo der Fluß aufhöret, für Barken schiffbar zu seyn. Der Eigentümer hat einen Canal von 9 bis 10 Fuß breit graben lassen, welcher die Canote und Schaluppen bis vor die Thür seines Zuckerwerkes führet, nebst Rinnen, welche über seine Savanne gehen und das tiefe und überschwemmte Land auszutrocknen gedienet haben.

Zwischen dem Robertskirchspiel und dem

Flec-

Flecken la Trinite fließt einer der größten Flüsse auf der Insel ins Meer, den aber doch Bellin auf seiner Charte keines Namens gewürdiget. Der Hafen la Trinite ist eine große Vertiefung, welche eine lange Spize, die Caravellenspize genannt, ausmachet, womit sie an der Südostseite bedecket wird. An der andern ist sie durch einen ziemlich hohen Morno ungefähr 400 Schritte lang verschlossen, der nur durch eine Erdzunge von 35 bis 40 Toisen breit an das Land der Insel hängt. Die Ostseite, welche dem Grunde des Seebusens entgegen steht, wird durch eine Kette Felsen verschlossen, welche bei niedriger See mit dem Wasser gleich erscheinen, und auf welchen man, wie Labat urtheilet, eine Batterie errichten könte. Es ist eine falsche Meynung, sagt er, wenn einige Weltweisen keine Ebbe und Fluth zwischen den beiden Wendezirkeln zulassen, oder sie wenigstens für fast unmerklich daselbst halten. Die ordentliche Fluth, an den Inseln Martinik und Guadaloupe, steigt auf 15 oder 18 Zoll; und in den Neu- und Vollmonden geht sie weit über 2 Fuß. Die Einfahrt des Hafens ist gegen Westen dieser beiden Klippen zwischen ihnen und der Spize des Morno. Diese Spize, welche niedrig und von Natur gerundet ist, wird durch einige Stücke vertheidiget.

Kirchspiel la Trinite.

Der Flecken bestund damals nur aus 60 oder 80 Häusern, die in einer krummen Linie gebauet waren, welche der Gestalt des Busens oder des Hafens folgete. Die Kirche, welche nur von Holze und einer mittelmäßigen Größe war, nahm den Mittelpunct der Vertiefung ein. La Trinite aber ist ansehnlich angewachsen, seitdem man in diesem Viertel viel Zucker, Cacao, Baumwolle und andere Waaren zubereitet, die eine große Menge Schiffe, vornehmlich von Nantes dahin ziehen. Sie finden daselbst einen gewissen Abgang derjenigen Waaren, die sie aus Europa dahin bringen; weil die Einwohner der benachbarten Viertel, die sehr bevölkert sind, sich lieber bei ihnen damit versehen, als ihre Bedürfnisse von Basseterre kommen lassen wollen. Ausserdem haben die Schiffe den Vortheil, daß sie daselbst in der Jahreszeit der Orcane in einem sehr sichern Hafen in Sicherheit sind; und wenn sie ihn verlassen, um wieder nach Europa zu gehen, so finden sie bei allen den Inseln guten Wind, welches ihnen über 300 Seemeilen ersparet, die sie sonst thun müßten, um die ordentliche Ausschiffung zu St. Domingue oder Portoricco zu suchen.

Ste. Marie, und Marigot. Auf Trinite folgt der Flecken und Kirchspiel St. **Maria**, darin ein Fluß gleiches Namens, welcher stäts sehr gefährlich ist, da

da er gleich sein Bette verändert, wenn er nur von dem Seewasser aufgeschwellet wird. Nur eine Stunde davon liegt der Flecken und Kirchspiel **Marigot**, woselbst ein kleines Fort angelegt ist. In dieser Gegend herum ist das schönste Land, so man wünschen kann. Es geht ein Weg am Ufer von la Trinite bis in das Kirchspiel **Macouba** und aller Orten trift man eine Menge Wohnplätze an. In Marigot liegt der Jacobsgrund 8 Seemeilen von dem Fort St. Pierre und zwo von Trinite, zwischen zween großen Hügeln, die ein flaches Land, ungefähr 250 Schritte breit, zwischen sich lassen, an dessen Seite ein kleiner Fluß lauft, welcher eben den Namen führt. Es ist ein Geschenk, welches du Parquet 1654 den Dominicanern gemacht. Es ist 600 Schritte breit und hat 2000 Schritte Höhe vom Ufer des Meers gegen die Gebirge. Das Haus oder Kloster liegt am Fluß nur 300 Schritte vom Meere. Es besteht aus 3 hölzernen Gebäuden, hat einen schönen Garten und wol angelegte Zuckerwerke. Von da aus geht man über den **Zimmermannsfluß**, der nicht groß, aber sehr gefährlich, weil er über Triebsand fließt. Nachgehends kommt man über den **Macefluß**. Man trift zween oder drei sehr hohe und steile Hügel an, bis man zum **Lorrainsflusse** gelangt, über welchen man nicht

ohne Beschwerniß geht. Am Ufer ist eine Batterie angelegt; alsdann kommt man zu der **großen Bucht**, wo ein Flecken und Kirchspiel gleiches Namens liegt, das nur zwo Seemeilen von dem Jacobsgrund entfernt ist. Diese Bucht hat einen sehr guten Ankergrund. Von dem Flecken bis zu dem großen **Capotfluß** rechnet man nur eine Stunde. Man geht durch eine Savanne. Der Weg ist angenehm und mit Alleen von Orangebäumen besezt. Der **Capot** ist einer von den größten Flüssen auf der Insel. Ordentlicher Weise ist er 9 bis 10 Toisen breit, 2 oder 3 Fuß tief in der Mitte und sehr hell. Große Klumpen Steine und eine Menge Kiesel, womit er angefüllet ist, machen seinen Durchgang gefährlich, wenn er nur ein wenig anläuft. Es ist noch ein anderer Fluß darneben, welcher der **kleine Capot** heißt. Auf beiden Seiten sind Schanzen und Batterien angelegt.

Kirchspiel und Flecken der großen Bucht.

Nicht weit davon gelangt man an den Fluß der **niedern Spize**, von welcher das Kirchspiel und Flecken den gleichen Namen führen. Alle Flüsse dieses Viertels sind nur Bäche, welche von den Bergen kommen, und bei dem geringsten Regen anlaufen. Auch hier ist eine Batterie von etlich Stücken.

Kirchspiel und Flecken der niedern Spize.

Von dem Capotflusse, wo das Kirchspiel der niedern Spize, oder **Bassepointe** anfängt, bis an den **großen Fluß**, welcher das

Macouba Kirchspiel.

das nächst daran liegende Macoubakirchspiel von dem Predigerkirchspiele absondert, befindet man sich in dem besten und schönsten Theile der Insel. Die meisten Wohnpläze sind daselbst durch kleine Flüsse von einander abgesondert, oder auch durch tiefe Regengraben, welche die Wege in etwas beschwerlich machen: aber sehr bequeme Gränzen für die Felder und sehr leicht zu bewachende Verschanzungen sind. Der Macaboufluß lauft zwischen zween steilen Felsen in das Meer. Man findet unter den Felsen am Gestade große Bogengewölber mit runden Löchern darinnen, die sehr weit durchgehen, und welche man für Röhren vor Feuermauren halten solte. Man weiß nicht, woher diese Löcher kommen; denn da sie in einem lebendigen Felsen sind, worauf über 25 Toisen hoch Erde oder Stein liegt: so kann man sie nicht den Baumwurzeln zuschreiben. Der Fluß ist 40 Fuß breit und ordentlich 2 Fuß tief. Am Ufer liegen die Magazine, wo die Einwohner des Viertels ihren Zucker und andere Waaren bis zur Ankunft der Barken verwahren. Wenn wir nun diese Kirchspiele zusammen rechnen: so kommen 21 heraus, wie solche Bellins Charte bemerkt hat.

Die Mitte der Insel.

Die Mitte der Insel besteht aus hohen Gebirgen, wie gemeiniglich diese Inseln beschaffen sind: doch sind auch angenehme

und fruchtbare Gegenden darzwischen. Das Gebirge **Carbet**, **Vauclain** und der **kahle Berg** sind die höchsten. Indessen gehen doch 4 bis 5 Wege von Basseterre nach Cabesterre; wir wollen die Hauptstrasse von St. Pierre nach der niedern Spize ein wenig vor uns nehmen: so wird man sich einen Begrif von diesen Wegen und der Mitte der Insel machen können. Wenn man von St. Pierre ausgeht, so hat man eine gute Viertel Meile lang eine sehr schöne Allee von Orangebäumen, die zwischen 2 Wohnpläzen hingeht, davon einer schon zu Labats Zeiten über 300 Sclaven 2 Zuckerwerke, eine sehr schöne Cacaopflanzung und Raffinerie hatte. Eine halbe Meile weiter hin trift man mehr Wohnpläze an, davon eine des berühmten Juden d' Acosta noch im Andenken ist. Er hat mit den Spaniern, Engländern und Holländern einen sehr großen Handel getrieben, den aber die Compagnie 1664 aus den französischen Inseln hatte verjagen lassen, aus Furcht, ihr Handel möchte von einem so mächtigen Nebenbuhler leiden. Nach dem Ryßwickischen Frieden erhielten die Erben dieses reichen Handelsmanns von dem Könige die Erlaubniß, dasjenige wieder zu forden, was ihnen zukam. Sie verloren aber ihre Mühe, wie andere Holländer, welche ansehnliche Summen wegen des Vorschusses forderten, den sie

den

den Einwohnern bei dem Anfange der Colonie gethan hatten. Die Cacaopflanzungen sind hier mit doppelten Hecken von Orangenbäumen umgeben, deren Allee sich an einem kleinen Berge endiget, auf dessen Spize man eine Art von Parabet findet. Er deckt ein Thor, welches durch eine Seite der Mauer gebrochen ist, die sich mit der einen Seite an das Gebirge stüzet, und mit der andern nach einem sehr steilen und sehr hohlen Abgrunde geht. Der Weg ist an der Anhöhe in den Berg gehauen, welcher sehr steil ist. Er wird noch durch zwei andere Thore verschlossen, welche wie das erste sind. Seine Breite ist 15 bis 16 Fuß. Man giebt diesem Ort den Namen Reduit. Dahin können bei der Furcht vor einem Einfalle die Einwohner ihre Weiber, Kinder, Vieh und Geräthe in Sicherheit bringen. Sie machen daselbst Hütten mit Röhrige bedeckt. Dieser Weg führt in eine lange Allee von Orangebäumen, die auf beiden Seiten mit Savannen und Zuckerwerken besezt sind. Weiter hin kommt man in das Gehölze, welches über 3 Seemeilen dauret. Bei dem Eingang sieht man ein Kreuz, welches die erste Missionarien gepflanzet. Die Bäume dieses Waldes, besonders die Gummibäume, sind von ausnehmender Höhe und Dicke. Alsdann gelangt man zu dem sogenannten rothen Hügel, wo man den

den Wohnplaz der Religiosen von der christlichen Liebe und vieler Privatpersonen ihre siehet. Man zieht darinnen Vieh und Cacaobäume. Von dem Calebassenhügel entdeckt man ein großes Stück von Cabesterre, welches von dieser Höhe ein ebenes Land zu seyn scheinet, welches viel schöner ist, als das, so man verläßt, welches nur Gebirge sind. Man hat in diese Berge einen schmalen Weg gehauen, welcher an dieser Seite die einzige Passage von einem Stück der Insel zum andern ist, und welche man undurchdringlich machen könte. Am Fuß des Berges ist ein kleiner Brunnen. Drei Viertel Meile davon findt man ein zweites Kreuz, wobei ein Kirchhof für die Christenneger dieses Bezirks ist. Ein wenig weiter hin steigt man durch einen schmalen und in den Abhang eines Hügels gehauenen Weg nach dem Flusse **Falaise**, nach welchem man in eine Orangeallee kommt und sich durch einige Wohnpläze der niedern Spize nähert, welches einen Weg von ungefähr 8 Seemeilen ausmacht.

Producte und Handlung der Insel.

Bei den Producten und Handlung der Insel können wir kurz seyn, weil das meiste im vorigen Capitel schon vorgekommen. Auf dieser Insel besonders zu St. Pierre und Fort royal, wird die stärkste Handlung getrieben, indem die Königl. Pachter ihre Büreaux, ingleichen die Compagnien von

Africa

Africa und Senegal, wie auch die reichsten Kaufleute ihre Niederlagen daselbst haben. Der Zucker, davon jährlich für mehr als 5 Millionen Livres gebaut wird, und Caffee, nebst dem Indig, Cacao, Roucou, Baumwolle und Taback sind die hauptsächlichsten Waaren, welche ausgeführt werden. Sonst pflegten die Einwohner von Martinique ihren erbauten Zucker roh, oder nur als Cassonade zu verkaufen, und nach Frankreich zu schicken; jeziger Zeit aber raffiniren sie ihn selbst. Die Canificiers wachsen ungemein schön auf dieser Insel. Dieß sind Bäume, welche die Cassia tragen. Die Einwohner trieben sonst einen starken Handel damit. Da sie aber alle in dem niedern Lande um die Wette Canificiers gepflanzt haben: so hat diese Waare ihren Wehrt verloren. Man sammelte auf den französischen Inseln mehr Cassia, als man in ganz Europa verthun konte. Sonst wird sie eben so hoch geschäzet, als die aus der Levante. Die Cassiabäume wachsen daselbst von Natur; das ist, sie sind nicht dahin gebracht worden. Im 1705 Jahre, da Labat die Inseln ganz verließ, galt die Cassia nur 7 Livres 10 Sous der Zentner; und weil sie viel Raum in einem Schiffe einnimmt: so theilen sich die Kaufleute und der Eigentümer des Schiffes darinnen um die Hälfte für die Fracht. Unter der Zeit, da die Juden

die

die Freiheit hatten, auf den Inseln zu seyn, liessen sie eine Menge Cassiaschoten für Europa einmachen. Ihre Art war, daß sie solche überaus zart abbrachen, und wenn sie nur erst zween oder drei Zoll lang waren; so daß man die Schote selbst mit allem, was darinnen war, aß. Dieses Eingemachte war angenehm, und hielt den Leib offen. Die Juden macheten auch die Blumen ein, und erhielten ihnen ihre natürliche Farbe unter dem Candis, womit sie solche zu überziehen wußten. Sie hatten mit den Schoten einerlei Wirkung. Nach Vertreibung der Juden aber hat dieses Eingemachte seinen Ruhm verloren, entweder weil sie ihr Geheimniß mit sich weggenommen, oder weil man sich nicht die Mühe gegeben es zu brauchen.

Eingemachte Cassiaschoten.

Versteckungen zu Martinique.

Bei Gelegenheit derer Landungen, welche die Einwohner bei Kriegeszeiten befürchten können, lehret uns Labat, auf was für Art man dasjenige verstecket, was man retten will. Sind es Sachen oder Lebensmittel, denen die Feuchtigkeit nichts schadet, als Geschirre, Eisenwerk, Küchengeräthe, Fleischtonnen, Wein oder Brantewein: so machet man am Ufer des Meeres einen Graben acht bis zehen Fuß tief, damit die Feinde, wenn sie mit ihren Degen hineinstechen, nichts härters fühlen können, als den ordentlichen Sand. Wenn man dasjeni-

jenige in die Grube gethan, was man verstecken will, und sie wieder mit eben dem Sande zugeschüttet: so wirft man den übrigen Sand in das Meer, damit nichts erhabenes auf dem Boden bleibe. Man gießt Wasser darauf, welches ihn fester machet; und man vergißt nicht, sich zween oder drei große Bäume in der Gegend, oder einen starken Felsen zu merken, damit man an einem oder dem andern von diesen beiden Merkzeichen, das Vergrabene desto leichter wieder finden könne. Können die Sachen nicht an das Ufer des Meeres gebracht werden: so machet man Löcher in die Erde an einem trockenen Orte. Diejenigen, welche eine Savanne wählen, heben auf eine geschickte Art die erste Lage der Erde auf, so wie man es machet, wenn man Rasen sticht; sie legen Tücher um den Ort herum, wo sie graben wollen, und werfen die Erde darauf, die sie aus dem Loche bringen, damit nichts davon auf das Gras umher komme. Sie geben dem Loche oben so wenig Oeffnung, als sie nur können. Wenn sie ihre Sachen hineingethan haben: so füllen sie es wieder mit Erde zu, die sie sorgfältig eintreten. Sie gießen Wasser darauf; sie benezen das Gras oder die Röhre, welche sie aufgehoben haben. Alles bekommt seine Stelle und sein natürliches Ansehen wieder. Die Erde, welche übrig bleibt, wird

weit

weit weggetragen; und die Gegenden, wo das Gras zertreten zu seyn scheint, werden oftmals begossen, damit es sich wieder erhebe, und sein natürliches Grün bald wieder bekomme. Was die seidenen Zeuge, Leinwand, Papier und alles, was die Feuchtigkeit fürchtet, anbetrift: so thut man es in große Calebassen, die gegen ein Viertheil von ihrer Länge zerschnitten sind. Man bedecket die Oeffnung mit einer andern Calebasse; und diese beiden Stücke werden mit einem Faden von Pitte zusammengebunden. Diese Art von Büchse, die man **Coyembuc** nennet, ist eine alte Erfindung der Wilden. Wenn sie voll und wohl verschlossen ist: so sezet man sie hinauf zwischen die Zweige der Castanienbäume oder anderer Bäume mit großen Blättern, welche gemeiniglich mit Lianen gekrönet sind. Man läßt über das **Coyembuc** einige Lianen weggehen, deren Spizen man ein wenig flicht, welches es so wohl verstecket, daß es unmöglich ist, es wahrzunehmen; und die Blätter, womit es bedecket ist, hindern, daß der Regen es nicht im geringsten befeuchten kann. Diese Verrichtung aber muß geschehen, ohne daß die Negern etwas damit zu thun haben; weil der Feind nicht ermangelt, diejenigen zu martern, die ihm in die Hände fallen, damit er sie zwinge, den Schaz ihrer Herren zu entdecken.

Ach-

Achtes Capitel.

von dem Kirchenwesen und den Wissenschaften auf den Französischen Inseln.

Kirchenwesen in Martinique und andern französischen Inseln.

Die Dominicaner der Provinz St. Louis, deren vornehmstes Kloster in der Strasse St. Honore zu Paris ist, sind die Stifter der Missionen auf den Inseln gewesen; ob gleich hernach die Jesuiten, Capuciner und Carmeliter hinzugekommen. Im Jahr 1658. begleitete der Dominicaner P. Raimond einen Theil von den Einwohnern, welche auszogen, die Wilden in Martinique zu bekriegen, um sie aus Cabesterre zu verjagen, da unterdessen ein anderer Haufen, der sich zu eben der Verrichtung eingeschift hatte, diejenigen, welche zu Lande giengen, in dem Viertel antreffen solten, welches nachher den Namen Fort St. Marie angenommen hat. Die Jesuiten hatten sich zu denen gefüget, die zu Schiffe gegangen waren; und da sie sich Rechnung machten, zuerst anzukommen, so schmeichelten sie sich die Verwaltung des Geistlichen in Cabesterre zu erlangen; weil man sich verglichen hatte, es solte den hurtigsten gehören. Der widrige Wind hielt sie aber auf, und gab dem P. Raimond Zeit das Kreuz zu pflanzen, kraft dessen die Pfarren in Ca-

besterre den Dominicanern zugefallen sind. Man sah vordem einige Weltpriester daselbst: es haben sich aber die Religiosen von obigen Orden, welche die ersten Colonisten begleitet hatten, stets auf den Inseln erhalten; und der Hof schließt seit langer Zeit alle andere Geistliche davon aus. Daher hat auch kein Edelmann, oder Einwohner auf den Inseln das Patronatrecht zu einer Pfarre.

Zu Guadeloupe waren Capuciner, Dominicaner und beschuhete Carmeliter aus der Provinz Touraine. Diese Carmeliter bestelleten auch Pfarrer zu Marie galante und der Heiligen. Die Jesuiten haben ein Zuckerwerk und eine grosse Anzahl Sclaven zu Guadeloupe, nebst einem schönen Hause und einer Kirche in dem Flecken: sie haben aber nur die Seelsorge über die Negern, welche sich in dem Kirchspiele der Carmeliter befinden. La Grenade wird seit 1664. von den Capucinern besorget, da die Dominicaner davon verdränget worden. Vor Abtretung der Insel St. Christoph an die Engländer, hatte dieses Eiland Jesuiten, Capuciner und Carmeliter. Das Geistliche zu Sainte Croix ist stets von den Dominicanern allein verwaltet worden, bis 1696, da diese Colonie nach St. Domingo versezet wurde. Die Inseln St. Martin und St. Bartholomäus werden von Capucinern be-

besorgt, nachdem es lange Zeit von dem Dominicanerorden geschehen war. Die Jesuiten haben einen Missionar auf der Insel St. Vincent zur Bekehrung der Caraiben. Man wird in dem Abschnitte von St. Domingo die Vertheilung der Kirchspiele und die Religiosen, welche sie besorgen, anführen.

Der König unterhält die Religiosen, welche Pfarrer auf den Inseln des Windes sind; das ist, in allen französischen Inseln, St. Domingue ausgenommen. Ihr Gehalt wird von den Königlichen Einkünften genommen. Alle alte Pfarrer haben zwölftausend Pfund rohen Zucker, und die neuen nur neuntausend Pfund. Weil die Pfarren der Jesuiten zu Martinik lauter alte Pfarren sind: so haben sie alle zwölftausend Pfund; und die im Fort St. Pierre hat noch neuntausend Pfund für einen andern Pfarrer. Die Pfarren der Capuciner stehen alle auf neuntausend Pfund, ausser der zu Fort royal, welche ein und zwanzigtausend für zween Pfarrherren hat. Sie haben über dieses noch fünfhundett Franken in baarem Gelde, als königliche Almosenpfleger des Fortes. Da die Pfarren der Dominicaner in dieser Insel von unterschiedener Art sind: so sind auch ihre Gehalte unterschieden. Die auf dem Ankerplaze hat ein und zwanzigtausend Pfund Zucker für zween Pfarrer; die zu Bassepointe und St. Marie jede zwölftau-

Besoldung der Pfarrer in Martinique.

send Pfund; und alle andere neuntausend. Um sie aber gleich zu machen, so nehmen die Obern etwas von den stärkern, um ihnen allen zwölftausend Pfund beständige Einkünfte zu geben.

Was das Zufällige betrift, so verändert sich solches nach dem Unterschiede der Oerter. Ueber dieses besteht es nur in den Begräbniß- und Trauungsgebühren, und in dem Gelde für das Aufgeboth freyer Personen. Von den Sclaven oder von ihren Herren für sie fordert man nichts. In den Pfarrkirchen des Forts St. Pierre, des Ankerplazes und Fort royal giebt man neun Livres für eine hohe Messe, und in den übrigen auf der Insel vier Livres zehen Sols. Die kleinen Messen, die Aufgebothe, die Taufscheine, die Trauungen und Begräbnisse sind zwanzig Sols. Für die andern Verrichtungen, saget Labat, nimmt man, was die Glaubigen einem reichen: man fordert aber nichts.

Die Gehalte wurden anfänglich in rohem Zucker bezahlet. Der Krieg sezete solchen auf so geringen Preis herunter, daß er kaum in Waaren für einen Thaler der Zentner konte verhandelt werden; da hingegen alle Lebensmittel, die aus Frankreich kamen, von einem übermäßigen Preise waren. Als darauf der Zucker im 1647 Jahre noch einmal so theuer geworden, und nach dem ryßwickischen Frieden noch mehr aufschlug: so erhielten

die

die Pachter der Domainen einen Bescheid aus dem Staatsrathe, welcher alle Gehalte der Geistlichen, so wie des Generalstabes, auf vier Livres zehen Sous den Zentner festsezete, ob sie gleich zu eben der Zeit sechs Livres für den Zentner von Kopfsteuer forderten.(*) Sie sind nacher auf diesem Fusse geblieben.

Man findet eben, gleich wie überhaupt auf den Inseln, so auch unter dieser Geistlichkeit gar keine Helden in Wissenschaften. Alles denkt nur auf die Pflanzung und Handlung. Von Frankreich sind wol zu Zeiten einige Gelehrte da gewesen, die die Natur untersucht haben, sie sind aber gleich wieder hinweg, und nur als reisende anzusehen gewesen. Ueberdiß können sie eben keinen Sloane und Browne aufweisen, wie die Engländer in Jamaica gehabt haben, die die Natur aufs genaueste untersucht haben.

Wissenschaften und Gelehrsamkeit darauf.

Es ist übrigens nicht zu vergessen, daß die Franzosen zween berühmte Schriftsteller in der Naturgeschichte von America haben, nehmlich den P. Plümier und Perrault: sie haben sich aber mehr mit dem festen Lande, als den Inseln aufgehalten. Von dem Zustand der Wissenschaften auf gedachten Inseln giebt uns Labat ein kurzweilige Beschreibung. Er läßt hier dem natürlich auf-

(*) Labat schiebt diese Ungerechtigkeit auf den Director der Domainen, welcher la Brüneliere hieß, und den er für einen wackern Leuteschinder ausgiebt.

geräumten Wesen seiner Feder den Lauf; und wir wollen davon Gelegenheit nehmen, mit einer Probe von seiner Schreibart dießmal zu beschliessen. „Die Bücher sagt er, „sind lange Zeit die einzige Waare gewesen, „womit man keinen grossen Handel auf den „französischen Inseln trieb. Sonst suchten „unsere Creolen die Waffen mit mehrerem „Eifer, als die Bücher. Eine gute Flinte, „ein paar gute Pistolen, ein Hirschfänger „von gutem Stahle war das, was sie sich „anzuschaffen sucheten. Jezo haben sich die „Sachen geändert. Ob sie gleich von der „Tapferkeit ihrer Vorfahren noch nicht aus„geartet sind: so machen sie sich doch aus „der Wissenschaft eine Ehre. Sie lesen al„le, oder wollen dafür gehalten seyn, daß „sie etwas gelesen haben. Sie urtheilen „von Predigten und Gerichtsreden; einige „machen Reden. Die meisten von den Räthen „haben die Rechtsgelahrheit studieret, und „haben sich zu Sachwaltern bei dem Parle„mente zu Paris annehmen lassen. Mar„tinik hat sogar einen Doctor der Rechten. „Die Weiber mischen sich auch in die Ge„lehrsamkeit. Sie lesen dicke Bücher. Ich „kenne eine, welche den Nostradamus aus„leget. Man hat nicht unterlassen, Ge„richtsstühle zu errichten, die insgesammt „mit Anwalden, Notarien und Sergenten „wol versehen sind. Die Wundärzte, wel-

„che

„che sonst die drei grossen Rolen der Arzney-
„kunst spieleten, sind jezo gegenwärtig in
„die Gränzen ihrer Kunst eingeschlossen; es
„giebt Aerzte und Apotheker daselbst. Die
„Insel hat eine Menge Feldmesser, Inge-
„nieurs, Kräuterkenner, Sternseher und
„sogar Sterndeuter. Diese Leute brauchen
„Bücher. Denn da sie die Thorheit haben,
„daß sie für sehr erleuchtet angesehen seyn
„wollen, obgleich die meisten nichts verste-
„hen; so haben sie nöthig, daß ihr Ruhm
„durch Büchercabinete unterstüzet werde,
„welche sich mit der Zeit in Büchersäle wer-
„den verwandeln können. Ich bin über-
„zeuget, daß ein wohlversehener Buchhänd-
„ler zu Martinique sein Glück machen wür-
„de, vornehmlich wenn er ein wiziger Kopf
„wäre, und er in seinem Laden nebst den
„Büchern auch allerhand Arten von Papie-
„re, Schreibzeuge nach der Mode, spanisch
„Siegellack, kostbar und sauber gestochene
„Petschafte, Brillen, Ferngläser und der-
„gleichen führete. Er könte sich Hoffnung
„machen, daß sein Laden, wenn er groß,
„sauber und kühle wäre, stets voller müssi-
„gen Leute, woran es in der Insel nicht
„fehlet, und der Sammelplaz der Nou-
„vellisten seyn würde. Ich gehe noch wei-
„ter; der Zustand der Sachen läßt mich
„eine Druckerei daselbst wünschen. Denn
„werden so viel Leute, die lesen, ihr gan-
„zes

„zes Leben lang lesen, ohne zu schreiben? Wird sie nicht „der Küzel ankommen, Schriftsteller zu werden? Man „hat schon einen Creolen zu Martinik, einen Doctor „der Rechten und Rath des Oberrathes dieser Insel, „gesehen spanische Romane verfertigen; und es hat „wenig gefehlet, daß er nicht eine allgemeine Geschichte „von St. Domingo nach denen Nachrichten unternom- „men, die ein Missionar aufgesezet hatte. Ueber die- „ses ist er ein Poet, reich, und hat keine Lust zu den „Geschäften. Er wird ohne Zweifel schreiben, und es „wird ihm sehr lieb seyn, wenn er seine Werke unter „seiner Aufsicht drucken lassen kann. Andere werden „ihm nachahmen wollen. Mich dünkt, ich sehe schon „einen Haufen Schriftsteller aus unsern Zuckerkesseln „hervorgehen. Wir müssen noch hinzusezen, daß man „gegenwärtig schriftlich Processe führet, und daß man „folglich sogenannte Factums brauchet. Was für „Annehmlichkeit würden geschriebene Factums ha- „ben? Wie viel Fehler und ausgestrichenes würde „nicht darinnen seyn? Was für Aufwand, um sol- „che den Richtern und der Welt vorzulegen? Endlich „so kommt eine grosse Anzahl Schiffe bei den Inseln „an, und oft mehr, als in den besten Häfen des Kö- „nigreichs. Es ist viel daran gelegen, das man durch „angeschlagene Zettel von der Ankunft eines jeden „Fahrzeuges und seiner Ladung, seiner Abreise und „dem Orte, wo es hinsegeln soll, öffentliche Nachricht „giebt. Alles dieses könte gedrukt werden, wie in den „grossen Häfen in Frankreich, und würde von einer „überaus grossen Bequemlichkeit für die Kaufleute „seyn. Ich wiederhole es, eine Druckerei ist auf „den französischen Inseln nöthig, und würde „des Stifters Glück machen.„

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Historisch-geographische Beschreibung der in diesem Krieg von den Englä
ndern eroberten französischen Antillischen Inseln besonders von Guadaloupe
und Martinique [et]c. Zur Erläuterung der gegenwärtigen Kriegs- Staats-
und Handlungs-Geschichte

Stuttgart 1762

Bamberg, Staatsbibliothek -- Bip.Geogr.o.46
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11429002-6
VD18 12822213